Vor dieser Transponierung der »Unüberwindlichen« in die Welt Offenbachs und gegenüber dem ersten Forum, zu dem zu sprechen ich Gelegenheit habe, sehe ich mich zu einer Erklärung genötigt. Kein Wort der Anerkennung und des Dankes für die mutige Tat der Volksbühne x) und ihrer Schauspieler wäre stark und herzlich genug. Kein Ausdruck der Genugtuung, daß die kämpferische Aktion gegenüber einer so gefahrvoll vermehrten Macht einer politischen Wirklichkeit restlos und durch ein wahres Wunder des Willens erfüllt wurde. Die Pflicht, solches zu bekennen, kann aber leider den Autor als Schriftsteller nicht der Verpflichtung entheben, festzustellen und zu beklagen, daß über alle zugestandene Theaternotwendigkeit hinaus der IV. Akt des Dramas durch eine Verschneidung organischer Teile, die im letzten Augenblick ohne mein Wissen vorgenommen wurde, und der dadurch auch entstandene unfreiwillige Abbruch des Schlusses künstlerisch gelitten hat, so daß der stärkste Akt von Kritiken, deren Theaterfremdheit solchen Eingriff nicht spürt und das Minus dem Dramatiker anhaftet, mit Recht als der schwächste empfunden wurde. Die journalistische Leichtfertigkeit, die nicht einmal daran denkt, sich durch einen Blick in die Buchausgabe zu vergewissern, gehört zum kläglichen Handwerk. Was übrigens einige der meinungsführenden Herren anlangt, so habe ich die Absicht eine Dummheitskonkurrenz auszuschreiben. Ich weiß auch schon, wer den Preis gewinnen wird, will es aber noch nicht verraten, denn es soll für den Monty Jacobs eine Überraschung sein.

x) [illegible]

Da vorauszusehen ist, daß die Blätter sämtlicher Parteien — ich kenne keine mehr, sondern nur noch Sklarek-Kunden — daß also die ganze Presse das Faktum verschweigen wird, so sei wenigstens dieser kleinen Öffentlichkeit bekanntgegeben, daß morgen, vormittags 11 Uhr in Altmoabit 11, Zimmer 272, I. Stock, ein Gerichtstermin gegen Herrn Theodor Wolff stattfindet/ in meinem Prozeß wegen der Behauptung, daß die von mir zitierte Äußerung des sterbenden Harden über den Fall Kerr-Reinhardt in das Bereich der einfachen Lüge gehört. Als Zeugen sind die Herren Kerr, Reinhardt und Holländer geladen. So viel ist sicher, daß ich erscheinen werde.

Da vorauszusehen ist, daß die Blätter sämtlicher Parteien — ich kenne keine mehr, sondern nur noch Skat-Kunden — das also die ganze Presse das Faktum verschweigen wird, so sei wenigstens dieser kleinen Öffentlichkeit bekanntgegeben, daß morgen, vormittags 11 Uhr in Altmoabit 11, Zimmer 272 I. Stock, ein Gerichtstermin gegen Herrn Theodor Wolff stattfindet, in meinem Prozeß wegen der Beleidigung, daß die von mir silberne Äußerung des sterbenden Hasden über den Fall Kar-Reinhardt in das Bereich der einladen Lüge gehöre. Als Zeugen sind die Herren Kar, Reinhardt und Holländer geladen. So viel ist sicher, daß ich erscheinen werde.

Da vorauszusehen ist, daß die Presse sämtlicher Parteien — ich kenne keine mehr, sondern nur noch Sklarek-Kunden — daß also die ganze Presse das Faktum verschweigen wird, so sei wenigstens dieser kleinen Öffentlichkeit bekanntgegeben, daß morgen, vormittags 11 Uhr in Altmoabit 11, Zimmer 272, I. Stock, ein Gerichtstermin gegen Herrn Theodor Wolff stattfindet: in meinem Prozeß wegen der Behauptung, daß die von mir zitierte Äußerung des sterbenden Harden über den Fall Kerr-Reinhardt »in das Bereich der einfachen Lüge gehört«. Als Zeugen sind die Herren Kerr, Reinhardt und Holländer geladen. So viel ist sicher, daß ich erscheinen werde.

Wieder Erwarten ung da 1000 Mark Strafe angedroht war, sind sie auch erschienen; und da mehrere waren, ging's, wie immer bei Glatteis, leichter.

Die von mir gestern im Gerichtssaal verlangte Erklärung, die es Herrn Theodor Wolff ermöglichen sollte, seinerseits eine abzugeben, werde ich, ein wenig variiert, vor Schluß der zweiten Abteilung dieses Vortrags abgeben.

Aus meiner Rede »Vom Zörgiebel«, gesprochen in Wien am 14. Juni, am Vorabend der 60jahrfeier der Wiener Polizeidirektion, während in den Saal die Marschmusik der in die Kaserne rückkehrenden Polizeitruppen tönte. Sechzig Jahre sind es auch, daß Offenbach seine »Briganten« komponiert hat. Mit der Figur des Bramarbasso Connivente.

Herr Theodor Wolff sieht sich heute genötigt, mein Reklamebedürfnis, ~~welches mir vorgeworfen zu haben~~ unter anderm Gegenstand meiner Klage bildet, im weitesten Ausmaß zu befriedigen und nunmehr doch seinen Lesern mitzuteilen, daß außer der Beschuldigung durch Harden, die ich bloß zitiert habe, noch ~~zahlreiche~~ andere gegen den Kerr von mir selbst erhoben wurden, nämlich in dem Heft »Der größte Schuft im ganzen Land«, das er allerdings nicht nennt ~~durch~~ Reproduktion der von Kerr eigenhändig verfaßten Schriftsätze. Ich hatte mit deutlicher Beziehung auf ~~diesen~~ das von ~~Herrn Wolff~~ zur Wiederklage herausgesuchte Wort gebraucht, es sei ein frecher Schwindel, zu behaupten, daß ich mir in jenem Heft den Vorwurf Hardens wegen einer Abmachung zwischen Wolff und Kerr über dessen ~~Haltung gegenüber~~ Reinhardt zu eigen gemacht hätte. Diese Bezeichnung der von Herrn Kerr gesetzten Version halte ich wie jedes jemals gegen ihn gesagte Wort selbstverständlich aufrecht. Denn so war es wahr und textlich evident ist, daß sich das Wort auf den Kerr bezieht, so ist es wahr und textlich evident, daß ich bloß die Nichtbeantwortuug des schweren Vorwurfs, der von Franz Pfemfert durch die Prager Presse verbreitet wurde, anstößig gefunden hatte. Später, als ich genötigt war, mich in der Materie dieses Vorwurfs umzusehn, habe ich deutlich erkannt, warum es dem Berliner Tageblatt schwer gefallen war, auf Hardens Vorwurf zu reagieren; denn ob nun eine ausdrückliche Verpflichtung des Kerr vorgelegen wäre oder nicht + wie sollte denn ich das gewußt haben und wissen ~~+~~ der vehemente Gesinnungsumschwung, der mit dem Engagement eintrat, ist vorhanden und nachweisbar, und diesen behaupte ich jetzt und immer. Ich lasse mich gern davon überzeugen, daß die Herren Wolff und Kerr reinen Gewissens eine ausdrückliche Abmachung, die ja ein leoninischer Vertrag gewesen wäre, bestreiten können, aber ich lasse mich nicht davon überzeugen, daß nicht schon der bloße Eintritt des Kerr in das Haus Mosse den Hebel jenes Umschwungs bildet, der bei den Beziehungen des Herrn Reinhardt zum Haus Mosse sich automatisch vollziehen mußte und der auch tatsächlich in einer Antithese von überwältigender Beweiskraft ersichtlich und dokumentarisch darstellbar ist. Darüber wird kein Gehabe von Würde, wie es gestern vielfach verbindlich zur Erscheinung und wohl auch zur Geltung kam, hinweghelfen. Wie immer das gerichtliche Urteil ausfallen mag — der Sinn meiner sämtlichen Aktionen ist bloß, Formen der bürgerlichen Welt zu restloser Anschauung zu bringen —: es wird dafür gesorgt werden, daß sich die mir zugängliche Öffentlichkeit über diesen zweiten Fall von Pazifizierung des Kerr, gleichfalls herbeigeführt durch seinen Übertritt von Scherl zu Mosse, ihr Urteil bilde. Daran wird nicht getippt werden und mit keiner Verwirrung von Begriffen und Sachverhalten durch den Tonfall der beleidigten Würde, möge sie nun auf forensischen

oder auf publizistischen Wege unternommen werden, etwas zu ändern sein. Die wiederholten Versuche, mich zu einer Erklärung zu bewegen, daß ich mich durch das Beweisverfahren von etwas überzeugt habe, setzte ich zu der ausdrücklichen Erklärung fort: ich habe mich durch das Beweisverfahren davon überzeugt, daß die Aussagen des Herrn Reinhardt, Holländer und Kerr dringend einer Überprüfung bedürfen, das heißt einer Konfrontierung mit anderen Zeugenaussagen, und zwar insbesondere die Aussage des Herrn Max Reinhardt, dem es gestern in Moabit trotz einer gewissen Regiebegabung keineswegs gelungen ist, mich zu faszinieren. Freilich muß ich zugeben — und ich hatte ihn fast seit den Tagen, da ich ihn nach Deutschland gebracht habe, nicht wiedergesehen — daß er mir gegenüber an Sicherheit gewonnen hat. Er hat nach dem Berliner Tageblatt auf meine Frage, ob ihm denn der Unterschied zwischen den Kritiken von 1919 und denen nachher denn gar nicht aufgefallen sei, die Antwort gegeben:

So wahr mir Gott helfe, ich habe die Kritiken nach wie vor als ausgesprochen ungünstig und unfreundlich empfunden.

In dieser pointierten Deutlichkeit habe ich die Antwort zwar nicht gehört und es wird natürlich schwer möglich sein, Herrn Reinhardt eine andere Empfindung beizubringen, etwa über den starken Kontrast einer Kerrkritik aus der Zeit vor 1919 und der über den »Kaiser von Amerika«. Es wird umso schwerer sein, als ja Herr Reinhardt an Enthusiasmus so gewöhnt ist, daß ihn vielleicht die äußerste Leistung des Kerr wirklich unbefriedigt läßt und er selbst in diesem Fall weniger die Bemühung als das Resultat würdigt. Aber sogar ~~Geld~~ wird ihm nicht helfen können, wenn ich ihm dazu helfen werde, noch einmal über den Unterschied in der Haltung des ~~Herrn~~ Kerr nachzudenken, der ihm vielleicht doch irgendeinmal aufgefallen ist, über den Unterschied zwischen einem Hinauswurf aus dem deutschen Theater und einer Geburtstagsfeier auf dessen Szene, wie insbesondere darüber, ob er wirklich niemals mit Harden über diese wesentlichen Dinge gesprochen hat.

Außerdem hat gestern in Moabit eine eigenartige Auseinandersetzung stattgefunden über die Stellung des Berliner Tageblatts zum Problem der Reklame, welche es verabscheut und nach der zu streben es mir zum Vorwurf macht. Als ich auf die an mich gelangten Schnorrbriefe des Berliner Tageblatts wegen eines Inserats meiner Bücher verwies und darauf, daß ich der ~~Bettelei~~ endlich mit der Aufgabe der ~~Annonce~~ über den größten Schuft im ganzen Land nachgeben wollte, bekannte Herr Theodor Wolff den alten Glaubenssatz, daß »die Redaktion von der Administration streng getrennt« sei, und ~~setzte~~ ergänzend hinzu, daß ~~sie~~ nur in dem einen Fall tätig eingegriffen habe. Mit der Problematik dieser Dinge verknüpft sich eine Zuschrift, die, mit Namen unterzeichnet, an meinen Anwalt gelangt ist und für deren Inhalt der Verfasser, der als Zeuge in Betracht kommen wird, zunächst aber der Vorleser die volle Verantwortung übernimmt:

oder auf publizistischen Wege unternommen werden, etwas zu ändern sein. Die wiederholten Versuche, mich zu einer Erklärung zu bewegen, daß ich mich durch das Beweisverfahren von etwas überzeugt habe, setzte ich zu der ausdrücklichen Erklärung fort: ich habe mich durch das Beweisverfahren davon überzeugt, daß die Aussagen des Herrn Reinhardt, Holländer und Kerr dringend einer Überprüfung bedürfen, das heißt einer Konfrontierung mit anderen Zeugenaussagen, und zwar insbesondere die Aussage des Herrn Max Reinhardt, dem es gestern in Moabit trotz einer gewissen Regiebegabung keineswegs gelungen ist, mich zu faszinieren. Freilich muß ich zugeben — und ich hatte ihn fast seit den Tagen, da ich ihn nach Deutschland gebracht habe, nicht wiedergesehen — daß er mir gegenüber an Sicherheit gewonnen hat. Er hat nach dem Berliner Tageblatt auf meine Frage, ob ihm denn der Unterschied zwischen den Kritiken von 1919 und denen nachher denn gar nicht aufgefallen sei, die Antwort gegeben:

So wahr mir Gott helfe, ich habe die Kritiken nach wie vor als ausgesprochen ungünstig und unfreundlich empfunden.

In dieser pointierten Deutlichkeit habe ich die Antwort zwar nicht gehört und es wird natürlich schwer möglich sein, Herrn Reinhardt eine andere Empfindung beizubringen, etwa über den starken Kontrast einer Kerkritik aus der Zeit vor 1919 und der über den »Kaiser von Amerika«. Es wird umso schwerer sein, als ja Herr Reinhardt an Enthusiasmus so gewöhnt ist, daß ihn vielleicht die äußerste Leistung des Kerr wirklich unbefriedigt läßt und er selbst in diesem Fall weniger die Bemühung als das Resultat würdigt. Aber sogar Fall wird ihm nicht helfen können, wenn ich ihm dazu helfen werde, noch einmal über den Unterschied in der Haltung des Herrn Kerr nachzudenken, der ihm vielleicht doch irgendeinmal aufgefallen ist, über den Unterschied zwischen einem Hinauswurf aus dem deutschen Theater und einer Geburtstagsfeier auf dessen Szene, wie insbesondere darüber, ob er wirklich niemals mit Harden über diese wesentlichen Dinge gesprochen hat.

Außerdem hat gestern in Moabit eine eigenartige Auseinandersetzung stattgefunden über die Stellung des Berliner Tageblatts zum Problem der Reklame, welche es verabscheut und nach der zu streben es mir zum Vorwurf macht. Als ich auf die an mich gelangten Schnorrbriefe des Berliner Tageblatts wegen eines Inserats meiner Bücher verwies und darauf, daß ich der Betteln endlich mit der Aufgabe der Annonce über den größten Schnitt im ganzen Land nachgeben wollte, bekannte Herr Theodor Wolff den alten Glaubenssatz, daß »die Redaktion von der Administration streng getrennt« sei, und setzte ergänzend hinzu, daß sie nur in dem einen Fall tätig eingegriffen habe. Mit der Problematik dieser Dinge verknüpft sich eine Zuschrift, die, mit Namen unterzeichnet, an meinen Anwalt gelangt ist und für deren Inhalt der Verfasser, der als Zeuge in Betracht kommen wird, zunächst aber der Vorleser die volle Verantwortung übernimmt:

Herr Theodor Wolff sieht sich heute genötigt, mein Reklamebedürfnis, dessen Vorwurf unter anderm Gegenstand meiner Anklage bildet, im weitesten Ausmaß zu befriedigen und nunmehr doch seinen Lesern mitzuteilen, daß außer der Anschuldigung durch Harden, die ich bloß zitiert habe, noch etliche andere gegen den Kerr von mir selbst erhoben wurden, nämlich in dem Heft »Der größte Schuft im ganzen Land«, das er allerdings nicht nennt — Anschuldigungen, deren Beweise die Reproduktion der vom Kerr eigenhändig verfaßten Schriftsätze bietet. Ich hatte mit deutlicher Beziehung auf diesen das von jenem zur Wiederklage herausgeklaubte Wort gebraucht, es sei ein »frecher Schwindel«, zu behaupten, daß ich mir in jenem Heft den Vorwurf Hardens wegen einer Abmachung zwischen Wolff und Kerr über dessen Verhalten zu Reinhardt zu eigen gemacht hätte. Diese Bezeichnung der von Herrn Kerr gesetzten Version halte ich wie jedes jemals gegen ihn gesagte Wort selbstverständlich aufrecht. Denn so wahr es wahr und textlich evident ist, daß sich das Wort auf den Kerr bezieht, so ist es wahr und textlich evident, daß ich bloß die Nichtbeantwortuug des schweren Vorwurfs, der von Franz Pfemfert durch die ‚Prager Presse' verbreitet wurde, anstößig gefunden hatte. Später, als ich genötigt war, mich in der Materie dieses Vorwurfs umzusehn, habe ich deutlich erkannt, warum es dem Berliner Tageblatt schwer gefallen war, auf Hardens Vorwurf zu reagieren; denn ob nun eine ausdrückliche Verpflichtung des Kerr vorgelegen wäre oder nicht (wie sollte denn ich das gewußt haben und wissen): der vehemente Gesinnungsumschwung, der mit dem Engagement eintrat, ist vorhanden und nachweisbar, und diesen behaupte ich jetzt und immer. Ich lasse mich gern davon »überzeugen«, daß die Herren Wolff und Kerr reinen Gewissens eine ausdrückliche Abmachung (die ja ein leoninischer Vertrag gewesen wäre) bestreiten können, aber ich lasse mich nicht davon überzeugen, daß nicht schon der bloße Eintritt des Kerr in das Haus Mosse den Hebel jenes Umschwungs bildet, der bei den Beziehungen des Herrn Reinhardt zum Haus Mosse sich automatisch vollziehen mußte und der auch tatsächlich in einer Antithese von überwältigender Beweiskraft ersichtlich und dokumentarisch darstellbar ist. Darüber wird kein Gehabe von Würde, wie es gestern in Moabit vielfach verbindlich zur Erscheinung — und wohl auch zur Geltung — kam, hinweghelfen. Wie immer das gerichtliche Urteil ausfallen mag — der Sinn meiner sämtlichen »Aktionen« ist bloß, Formen der bürgerlichen Welt zu restloser Anschauung zu bringen —: es wird dafür gesorgt werden, daß sich die mir zugängliche Öffentlichkeit über diesen zweiten Fall von Pazifizierung des Kerr, gleichfalls herbeigeführt durch seinen Übertritt von Scherl zu Mosse, ihr Urteil bilde. Daran wird nicht getippt werden und mit keiner Verwirrung von Begriffen und Sachverhalten durch den Tonfall der beleidigten Würde, möge sie nun auf forensischen

Herr Theodor Wolff sieht sich heute genötigt, mein Reklamebedürfnis, dessen Vorwurf unter anderm Gegenstand meiner Anklage bildet, im weitesten Ausmaß zu befriedigen und nunmehr doch seinen Lesern mitzuteilen, daß außer der Anschuldigung durch Harden, die ich bloß zitiert habe, noch etliche andere gegen den Kerr von mir selbst erhoben wurden, nämlich in dem Heft »Der größte Schuft im ganzen Land«, das er allerdings nicht nennt — Anschuldigungen, deren Beweise die Reproduktion der vom Kerr eigenhändig verfaßten Schriftsätze bietet. Ich hatte mit deutlicher Beziehung auf diesen das von jenem zur Wiederklage herausgeklaubte Wort gebraucht, es sei ein »frecher Schwindel«, zu behaupten, daß ich mir in jenem Heft den Vorwurf Hardens wegen einer Abmachung zwischen Wolff und Kerr über dessen Verhalten zu Reinhardt zu eigen gemacht hätte. Diese Bezeichnung der von Herrn Kerr gesetzten Version halte ich wie jedes jemals gegen ihn gesagte Wort selbstverständlich aufrecht. Denn so wahr es wahr und textlich evident ist, daß sich das Wort auf den Kerr bezieht, so ist es wahr und textlich evident, daß ich bloß die Nichtbeantwortuug des schweren Vorwurfs, der von Franz Pfemfert durch die ‚Prager Presse' verbreitet wurde, anstößig gefunden hatte. Später, als ich genötigt war, mich in der Materie dieses Vorwurfs umzusehn, habe ich deutlich erkannt, warum es dem Berliner Tageblatt schwer gefallen war, auf Hardens Vorwurf zu reagieren; denn ob nun eine ausdrückliche Verpflichtung des Kerr vorgelegen wäre oder nicht (wie sollte denn ich das gewußt haben und wissen): der vehemente Gesinnungsumschwung, der mit dem Engagement eintrat, ist vorhanden und nachweisbar, und diesen behaupte ich jetzt und immer. Ich lasse mich gern davon »überzeugen«, daß die Herren Wolff und Kerr reinen Gewissens eine ausdrückliche Abmachung (die ja ein leoninischer Vertrag gewesen wäre) bestreiten können, aber ich lasse mich nicht davon überzeugen, daß nicht schon der bloße Eintritt des Kerr in das Haus Mosse den Hebel jenes Umschwungs bildet, der bei den Beziehungen des Herrn Reinhardt zum Haus Mosse sich automatisch vollziehen mußte und der auch tatsächlich in einer Antithese von überwältigender Beweiskraft ersichtlich und dokumentarisch darstellbar ist. Darüber wird kein Gehabe von Würde, wie es gestern in Moabit vielfach verbindlich zur Erscheinung — und wohl auch zur Geltung — kam, hinweghelfen. Wie immer das gerichtliche Urteil ausfallen mag — der Sinn meiner sämtlichen »Aktionen« ist bloß, Formen der bürgerlichen Welt zu restloser Anschauung zu bringen —: es wird dafür gesorgt werden, daß sich die mir zugängliche Öffentlichkeit über diesen zweiten Fall von Pazifizierung des Kerr, gleichfalls herbeigeführt durch seinen Übertritt von Scherl zu Mosse, ihr Urteil bilde. Daran wird nicht getippt werden und mit keiner Verwirrung von Begriffen und Sachverhalten durch den Tonfall der beleidigten Würde, möge sie nun auf forensischen

Herr Theodor Wolff sieht sich heute genötigt, mein Reklamebedürfnis, dessen Vorwurf unter anderm Gegenstand meiner Anklage bildet, im weitesten Ausmaß zu befriedigen und nunmehr doch seinen Lesern mitzuteilen, daß außer der Anschuldigung durch Harden, die ich bloß zitiert habe, noch etliche andere gegen den Kerr von mir selbst erhoben wurden, nämlich in dem Heft »Der größte Schuft im ganzen Land«, das er allerdings nicht nennt — Anschuldigungen, deren Beweise die Reproduktion der vom Kerr eigenhändig verfaßten Schriftsätze bietet. Ich hatte mit deutlicher Beziehung auf diesen das von jenem zur Wiederklage herausgeklaubte Wort gebraucht, es sei ein »frecher Schwindel«, zu behaupten, daß ich mir in jenem Heft den Vorwurf Hardens wegen einer Abmachung zwischen Wolff und Kerr über dessen Verhalten zu Reinhardt zu eigen gemacht hätte. Diese Bezeichnung der von Herrn Kerr gesetzten Version halte ich wie jedes jemals gegen ihn gesagte Wort selbstverständlich aufrecht. Denn so wahr es wahr und textlich evident ist, daß sich das Wort auf den Kerr bezieht, so ist es wahr und textlich evident, daß ich bloß die Nichtbeantwortung des schweren Vorwurfs, der von Franz Piemfert durch die ‚Prager Presse' verbreitet wurde, anstößig gefunden hatte. Später, als ich genötigt war, mich in der Materie dieses Vorwurfs umzusehn, habe ich deutlich erkannt, warum es dem Berliner Tageblatt schwer gefallen war, auf Hardens Vorwurf zu reagieren; denn ob nun eine ausdrückliche Verpflichtung des Kerr vorgelegen wäre oder nicht (wie sollte denn ich das gewußt haben und wissen): der vehemente Gesinnungsumschwung, der mit dem Engagement eintrat, ist vorhanden und nachweisbar, und diesen behaupte ich jetzt und immer. Ich lasse mich gern davon »überzeugen«, daß die Herren Wolff und Kerr reinen Gewissens eine ausdrückliche Abmachung (die ja ein leoninischer Vertrag gewesen wäre) bestreiten können, aber ich lasse mich nicht davon überzeugen, daß nicht schon der bloße Eintritt des Kerr in das Haus Mosse den Hebel jenes Umschwungs bildet, der bei den Beziehungen des Herrn Reinhardt zum Haus Mosse sich automatisch vollziehen mußte und der auch tatsächlich in einer Antithese von überwältigender Beweiskraft ersichtlich und dokumentarisch darstellbar ist. Darüber wird kein Gehabe von Würde, wie es gestern in Moabit vielfach verbindlich zur Erscheinung — und wohl auch zur Geltung — kam, hinweghelfen. Wie immer das gerichtliche Urteil ausfallen mag — der Sinn meiner sämtlichen »Aktionen« ist bloß, Formen der bürgerlichen Welt zu restloser Anschauung zu bringen —: es wird dafür gesorgt werden, daß sich die mir zugängliche Öffentlichkeit über diesen zweiten Fall von Pazifizierung des Kerr, gleichfalls herbeigeführt durch seinen Übertritt von Scherl zu Mosse, ihr Urteil bilde. Daran wird nicht gefippt werden und mit keiner Verwirrung von Begriffen und Sachverhalten durch den Tonfall der beleidigten Würde, möge sie nun auf forensischen

oder auf publizistischen Wege unternommen werden, etwas zu ändern sein. Die wiederholten Versuche, mich zu einer Erklärung zu bewegen, daß ich mich »durch das Beweisverfahren« von etwas »überzeugt« habe, setzte ich zu der ausdrücklichen Erklärung fort: ich habe mich durch das Beweisverfahren davon überzeugt, daß die Aussagen des Herrn Reinhardt, Hollaender und Kerr dringend einer Überprüfung bedürfen, das heißt einer Konfrontierung mit anderen Zeugenaussagen, und zwar insbesondere die Aussage des Herrn Max Reinhardt, dem es gestern in Moabit trotz einer gewissen Regiebegabung keineswegs gelungen ist, mich zu faszinieren. Freilich muß ich zugeben — und ich hatte ihn fast seit den Tagen, da ich ihn nach Deutschland gebracht habe, nicht wiedergesehen —, daß er mir gegenüber an Sicherheit gewonnen hat. Er hat nach dem Berliner Tageblatt auf meine Frage, ob ihm denn der Unterschied zwischen den Kritiken vor 1919 und denen nachher denn gar nicht aufgefallen sei, die Antwort gegeben:

So wahr mir Gott helfe, ich habe die Kritiken nach wie vor als ausgesprochen ungünstig und unfreundlich empfunden.

In dieser pointierten Deutlichkeit habe ich die Antwort zwar nicht gehört und es wird natürlich schwer möglich sein, dem Herrn Reinhardt eine andere Empfindung beizubringen, etwa über den starken Kontrast einer Kerrkritik aus der Zeit vor 1919 und der über den »Kaiser von Amerika«. Es wird umso schwerer sein, als ja Herr Reinhardt an Enthusiasmus so gewöhnt ist, daß ihn vielleicht die äußerste Leistung des Kerr wirklich unbefriedigt läßt und er selbst in diesem Fall weniger die Bemühung als das Resultat würdigt. Aber sogar Gott wird ihm nicht helfen können, wenn ich ihm dazu helfen werde, noch einmal über den Unterschied in der Haltung des Kerr nachzudenken, der ihm vielleicht doch irgendeinmal aufgefallen ist, über den Unterschied zwischen einem Hinauswurf aus dem Deutschen Theater und einer Geburtstagsfeier auf dessen Szene, wie insbesondere darüber, ob er wirklich niemals mit Harden über diese wesentlichen Dinge gesprochen hat.

Außerdem hat gestern in Moabit eine eigenartige Auseinandersetzung stattgefunden über die Stellung des Berliner Tageblatts zum Problem der Reklame: welche es verabscheut und nach der zu streben es mir zum Vorwurf macht. Als ich auf die an mich gelangten Schnorrbriefe des Berliner Tageblatts wegen eines Inserats meiner Bücher verwies und darauf, daß ich der Schnorrerei endlich mit der Aufgabe des Inserats über den »Größten Schuft im ganzen Land« nachgeben wollte, bekannte Herr Theodor Wolff den alten Glaubenssatz, daß »die Redaktion von der Administration streng getrennt« sei, und fügte ergänzend hinzu, daß die Redaktion nur in dem einen Fall tätig eingegriffen habe. Mit der Problematik dieser Dinge verknüpft sich eine Zuschrift, die, mit Namen unterzeichnet, an meinen Anwalt gelangt ist und für deren Inhalt der Verfasser, der als Zeuge in Betracht kommen wird, zunächst aber der Vorleser die volle Verantwortung übernimmt:

oder auf publizistischen Wege unternommen werden, etwas zu ändern sein. Die wiederholten Versuche, mich zu einer Erklärung zu bewegen, daß ich mich »durch das Beweisverfahren« von etwas »überzeugt« habe, setzte ich zu der ausdrücklichen Erklärung fort: ich habe mich durch das Beweisverfahren davon überzeugt, daß die Aussagen des Herrn Reinhardt, Hollaender und Kerrdringend einer Überprüfung bedürfen, das heißt einer Konfrontierung mit anderen Zeugenaussagen, und zwar insbesondere die Aussage des Herrn Max Reinhardt, dem es gestern in Moabit trotz einer gewissen Regiebegabung keineswegs gelungen ist, mich zu faszinieren. Freilich muß ich zugeben — und ich hatte ihn fast seit den Tagen, da ich ihn nach Deutschland gebracht habe, nicht wiedergesehen —, daß er mir gegenüber an Sicherheit gewonnen hat. Er hat nach dem Berliner Tageblatt auf meine Frage, ob ihm denn der Unterschied zwischen den Kritiken vor 1919 und denen nachher denn gar nicht aufgefallen sei, die Antwort gegeben:

So wahr mir Gott helfe, ich habe die Kritiken nach wie vor als ausgesprochen ungünstig und unfreundlich empfunden.

In dieser pointierten Deutlichkeit habe ich die Antwort zwar nicht gehört und es wird natürlich schwer möglich sein, dem Herrn Reinhardt eine andere Empfindung beizubringen, etwa über den starken Kontrast einer Kerrkritik am Schlusse von 1919 und der über den »Kaiser von Amerika«: Er sind umso schwerer sein, als ja Herr Reinhardt an Enthusiasmus so gewöhnt ist, daß ihm vielleicht die äußerste Leistung des Kerr wirklich unbefriedigt läßt und er selbst in diesem Fall weniger die Bemühung als das Resultat würdigt. Aber sogar Gott wird ihm nicht helfen können, wenn ich ihm dazu helfen werde, noch einmal über den Unterschied in der Haltung des Kerr nachzudenken, der ihm vielleicht doch irgendeinmal aufgefallen ist, über den Unterschied zwischen einem Hinauswurf aus dem Deutschen Theater und einer Geburtstagsfeier auf dessen Szene, wie insbesondere darüber, ob er wirklich niemals mit Harden über diese wesentlichen Dinge gesprochen hat.

Außerdem hat gestern in Moabit eine eigenartige Auseinandersetzung stattgefunden über die Stellung des Berliner Tageblatts zum Problem der Reklame, welche es verabscheut und nach der zu streben es mir zum Vorwurf macht. Als ich auf die an mich gelangten Schnörrbriefe des Berliner Tageblatts wegen eines Inserats meiner Bücher verwies und darauf, daß ich der Schnörrerei endlich mit der Aufgabe des Inserats über den »Größten Schuft im ganzen Land« nachgeben wollte, bekannte Herr Theodor Wolff den alten Glaubenssatz, daß »die Redaktion von der Administration streng getrennt« sei, und fügte ergänzend hinzu, daß die Redaktion nur in dem einen Fall tätig eingegriffen habe. Mit der Problematik dieser Dinge verknüpft sich eine Zuschrift, die, mit Namen unterzeichnet, an meinen Anwalt gelangt ist und für deren Inhalt der Verfasser, der als Zeuge in Betracht kommen wird, zunächst aber der Vorleser die volle Verantwortung übernimmt:

Es ist natürlich vermessen, 1929 und in unmittelbarer Nachbarschaft des Potsdamerplatzes den König Lear zur Geltung bringen zu wollen. Möglich nur als Protest gegen größeres Vermessen der Epoche ~~nämlich~~ die sich durchaus nicht bescheiden will, dem Erlebnis des Ausdrucks heroischer Empfindungen so entrückt zu sein wie dem Traum und der Operette; sondern immerzu das Wagnis beginnt, Elementares auf die eigenen Maße der Berechenbarkeit und Deutbarkeit herabzusetzen. Der heutigen Bühne gegenüber möchte ich ja nicht leugnen, daß Eindrücke im Episodischen und im Agnoszierbaren einer kleineren Natur sich meiner Erinnerung an Reste einer noch erlebten großen Theaterwelt, die alle Naturen umfaßte, freundlich angliedern. Verlassen aber steht diese Erinnerung vor dem Grauen, das in den öden Fensterhöhlen des neudeutschen Verstheaters wohnt. Denn hier ist nicht bloß die Kraft versiegen gegangen, sondern es wird gevötet mit dem Mangel, welchen der schwindelhafte Zeitbegriff einer kritischen Doktrin, der regieführende Literatenwahn frisch animiert. Kein laufendes Band der Sprache aber erreicht jene höhere Realität, der die poveren Ausdrucksmittel der Zeit vergebens die niedrige unterstellen. Mein Vortrag der größten Verstragödie ist ein Protest gegen das prominente Dilettantentum, das, mit schlichtem Nasallaut der deutschen Kultur imponierend, den Blankvers verödet, die jenseitige Natur mit der Beiläufigkeit eines Betriebsjargons erfüllt, Schiller, diese stärkste Hilfe theatralischer Transzendenz, ungenützt läßt und Shakespeare-Schlegel zu einem Monstrum macht, dessen ~~Erschrok~~enheit in dem Maße seiner Naturalisierung wächst — ein Unfug, dessen Regisseure in ihrer besessenen Ignoranz des Geistes die Trümmer verwüsten, die der Kunsttapezierer Reinhardt übrig gelassen hat. Denn das Postulat einer Verzeitlichung des klassischen Verses, die Einführung ~~dieser~~ Betonalmusik des Worts ist wohl die ausbündigste Trottelei, die der zeitführenden Intelligenz einfallen konnte. Diese macht alles begreiflich, nur eines nicht. Die Welt als Wille und Vorstellung des Kurfürstendammes zugegeben, und man mag getrost alles, was man nicht fühlt und nicht erjagen kann von unten hinauf ansehen und verachten. Absurd ~~ist nur~~ daß man die Klassiker aufführt, wenn sie so schlecht sind, wie man sie spielt.

Ich habe die unbeschreiblich guten Erstaufführungen der »Freien Bühne« im Theater am Schiffbauerdamm 1893 und des Deutschen Theaters 1894 und nach mehr als dreißig Jahren die unbeschreiblich schlechten Aufführungen im Großen Schauspielhaus und im Staatstheater (resp. Schillertheater) gesehen. In einer dieser Aufführungen war allerdings außerordentlich gut ein Fräulein Leonie Duval als Luise.

Gogols »Revisor«: unvergängliches Siegel des satirischen Geistes auf den Bund von Autorität und Korruption; giltig in allen Zonen, wo Sklareks wohnen und Stadthäupter thronen. Und dennoch würden die Meinungs- und Mauermacher der Korruption, wären sie hier im Saal versammelt — was Gott sei Lob nicht der Fall ist —, dennoch würden sie einwenden: Unsere Korruption sieht ganz anders aus als die russische von 1835! Ein Argument der Dummheit, mit dem sich die Schlechtigkeit gegen Agnoszierung verschanzt. Aber die Dimension des Gegenstands, die angebliche Zeit- und Ortsbedingtheit und derlei stofflicher Vorwand, woran solche Kritik haftet — wie vermöchte es im geringsten der Symbolkraft des dramatisch-satirischen Wortes zu trotzen, das doch allen irdischen Anlaß und Rest, alles scheinbar Vorausgesetzte nur braucht, um es ins Typische aufzulösen! Bloß dem Eingeweihten bleibt es unverständlich und wenn er dumm oder bösartig genug ist, so suggeriert er auch den anderen, daß sie es nicht verstehen. Darum haben die Literaten den Erfolg der »Unüberwindlichen« als einen Erfolg bei den Literaten zu erklären und zu verkleinern gewußt. Der alte und immer noch faule Einwand gegen das Sprachwerk der Glosse — als gelänge es mir nicht, mit der Erscheinung Saltens auf dem Anstand und Großmanns auf dem Anstandsort auch jene zu erschüttern, die dabei zum erstenmal erfahren, daß es die beiden gibt! Sehe sich der Herr Tucholsky vor, daß ihm kein analoger Vergeistigungsprozeß zuteil wird und daß Panter// hasse Panter, hätte Peter gesagt — nicht beschädigt aus dem Sprung hervorgehe, den er auf einen unternommen hat, der sich ~~in der~~ Dschungel gut auskennt. Dieser Tucholsky, der bestimmt nicht so dumm ist, das zu glauben, was er schreibt, erzählt den Lesern der Weltbühne, es handle sich in den »Unüberwindlichen« um das Faktum, daß Herr Bekessy in Wien bestochen wurde. Er meint, das Publikum sei eingeweiht gewesen: der schon aus der Vossischen Zeitung bekannte »Anhang«; Kraus möge »sich nicht täuschen: er hat kein Publikum erobert, er hat ein erobertes Publikum erobert.« Blendend! Der Erfolg der »Unüberwindlichen« als Argument gegen deren Erfolg, als Ausrede der politischen Feigheit gegen die Abwürgung, als Vorwand aller Halbschlächtigkeit, mit einem Wort als sozialdemokratisches Manöver — das alles wird man ja bald vor dem Zivilgericht zu hören bekommen. Panter weiß natürlich so gut wie es Tiger, Hauser, Wrobel, ja sogar Tucholsky weiß, daß unter jenem Publikum der Matinee sicher mehr als tausend waren, die dem Abenteuer zwischen den Welten Barkassy und Wacker gespannt folgten, ohne zu wissen, daß es Bekessy und Schober gibt. Worüber sich aber Kraus nicht zu täuschen hat, das sind ganz andere publizistische Sachverhalte als dieser. Dem Herrn Tucholsky würde es schwer fallen, seinen Tadel, ich hätte »unrecht getan einem der stärksten dramatischen Momente seit Barlog (im 4. Akt) zerlaufen zu lassen« — ~~diesen~~ Tadel anders zu fundieren als durch den Zwang, eine Anerkennung, um die man nicht herum kann, zerlaufen zu lassen. Er hat offenbar ganz recht, wenn er sagt: »Was ist uns Bekessy? Unsere Korruption sieht anders aus, unsere Journalisten haben andere Fehler und andere

Untugenden«; hier werde nicht gezahlt, sondern bloß »beeinflußt«; hier sprächen die Leute zum Beispiel: Ich werde es mit Pantern versuchen«. Nun, offenbar scheint es mit diesem dem Tucholsky gelungen zu sein. Aber er unterschätzt auch nicht den geistigen Einfluß Bekessys auf alle Journalistik der Gegenwart. Ich will mich über die Echtbürtigkeit des Urteils, daß er heute über mich und meine Wirkung abgibt, ~~vorläufig~~ mit ihm nicht auseinandersetzen. Ich will ihm vorläufig nur sagen lassen — und ich zweifle nicht, daß sich Hörer in diesem Auditorium finden werden, die die Botschaft pünktlich bestellen — daß mich der Typus des linksradikalen Journalisten mit kriegerischen Meriten, des preßversippten Revolutionärs schon lange fesselt. Und ganz besonders die faszinierende Wirkung, die eine funfdeutige Gestalt auf ein Geistesleben hat, dessen Ausdrucksarmut freilich die Bewunderung für vifen Ungeist, für das Bewegliche und »Spitzige« erklärlich macht. Herr Tucholsky ist ja über meine Anschauung von diesen Dingen unterrichtet und sicherlich auch über die Gründe informiert, warum ich meine Mitwirkung an der Kriegsanthologie des Internationalen Arbeiter-Verlages verweigert habe. Als publizistischer Erbe Siegfried Jacobsohns weiß er auch, daß mir seine ~~haarscharfe~~ Auffassung von Pietät und Vasallentreue vertraut ist als einer Treue b i s zum Grab, das heißt exklusive. Er soll, wenn ich ~~publizistisch~~ bisher nur einmal flüchtig seiner gedachte, darum nicht glauben, daß ich ihn nicht interessant finde. Ich bin über und über beschäftigt, vor allem mit dem Kerr, dessen endgiltige Pazifizierung ich in die Wege leite. Ich habe bisher bloß eine Dummheitskonkurrenz ausgeschrieben, ich hoffe aber noch manche Einfälle zu haben, mit denen sich auch ein Publikum, das nicht ohnedies informiert ist, spannen läßt. Mit Pantern, Tigern und selbst zahmen Haustieren werde ich bestimmt noch fertig. Bis dahin lenke man nicht unötig die Aufmerksamkeit auf sich, zitiere ~~man~~ mich weder verehrend noch falle man mir anders in den Rücken. Worin ich mich bestimmt nicht täusche: daß Herr Tucholsky nicht unbefangen genug ist, um mich kritisch richten zu dürfen, bloß unbefangen genug, um es ~~dennoch~~ zu tun; während ich noch niemals im Leben meine Unbeeinflußbarkeit gerade in den Dingen bewiesen habe, die die Weltbühne ~~und mich~~ betreffen. Für die Übersendung des von der Granate getroffenen Christus, das Abschlußbild der »Letzten Tage der Menschheit«, bin ich noch heute dankbar und der Gesinnungswert dieser Handlung erscheint so wenig wie der etlicher Äußerungen Wrobels alteriert durch den mir nachträglich bekannt gewordenen Umstand: daß ~~der Herr~~ Tucholsky schon einmal einen Preis gewonnen hat, nämlich für das beste Gedicht über eine Kriegsanleihe. Daß die Berliner Korruption anders aussieht als die Wienerische, nehme ich gern zur Kenntnis, hoffe darin noch weitere Erfahrungen zu sammeln, und schreite nun an die Petersburger Verhältnisse von anno dazumal, von denen ich überzeugt bin, daß sie uns heute am nächsten liegen.

Geld, soweit es sauber sein kann und solches, an dem keine Verpflichtung haftet: 500.000 Mark werden gesucht, um das Theater der Dichtung in ein Ensemble zu verwandeln. Es besteht die einzige und letzte Möglichkeit, den Totengräbern der mitteleuropäischen Kultur zu beweisen, daß ich sie nicht nur dafür halte, sondern auch ohne und gegen sie, Lebendiges schaffen kann. Giltiges ohne Presse, gutes ohne Provenienz. Wer an die Möglichkeit einer Revolution glaubt, die vom Schwindel und Phrase befreit, weil sie selbst frei von Schwindel und Phrase ist, mache den Plan bekannt. Mißlingen an der Gewalttätigkeit der öffentlichen Meinung würde dem Willensträger so wenig zur Unehre gereichen wie Verhinderung durch die vis major von Furcht und Lethargie.

Mein Hang, alles niederzureißen, was mir über den Weg kommt, hat mich bekanntlich in den letzten Jahren dazu verführt, mein Wirken für ein Theater der Dichtung, das Shakespeare, Goethe, Gogol, Nestroy, Raimund, Hauptmann und Wedekind umfaßte, auf Offenbach auszudehnen, welchen ich für den überhaupt größten satirischen Schöpfer aller Zeiten und Kulturen erachte. Die mir eigentümliche Zerstörungslust betätigt sich da nicht nur in der Neigung, für dieses Genie der Heiterkeit mit Wort und Tat einzutreten, sondern insbesondere darin, daß ich die Theater angreife, weil sie auf meiner Fährte Dreck ablagern, weil sie das von mir gefundene Erbe dieser musikalischen und textlichen Geistesschätze Pfuschern und Kommis ausliefern, weil sie die von mir bezogene Anregung zu dem, wie Wedekind sagt, genau entgegengesetzten Gegenteil von dem benützen, was ich mir volle fünf Jahre lang über den Sinn einer Offenbach-Renaissance gedacht habe, und mehr als das: getan habe. Meine Eitelkeit, die es strebsamen Theaterdirektoren noch verwehrt, in meine Restaurierungsversuche »Einblick zu nehmen«, um etwas Geist für das Unternehmen, das sie vorhaben, aufzuschnappen, feiert bei diesen Anlässen wahre Orgien. Bekanntlich ist nun letzthin zu den Eigenschaften, die die Journalistik immer schon an mir wahrgenommen und getadelt hat, das Laster der Reklamesucht hinzugetreten, welche sie, wiewohl ich eigentlich schon seit dreißig Jahren auf nichts anderes aus bin, partout nicht befriedigen will. Da kann ich mich auf den Kopf stellen, und was ich immer noch versuchen werde, um die Beachtung der Presse zu erreichen, es wird mir nichts nützen. Immer wieder habe ich ihre Aufmerksamkeit dadurch zu erregen gesucht, daß ich ihr zu meinen Vorlesungen keine Freikarten, von meinen Büchern keine Rezensionsexemplare gab, ihre diesbezüglichen Gesuche abschlägig oder gar nicht beschied, ihre Schnorrereien um literarische Annoncen zurückwies, ihre Zeichner und Photographen hinauswarf, ja nicht einmal wie Herr Thomas Mann ihr eine schon vorrätige Photographie überließ, die ich »für die gelungenste halte«. All das hat sie einfach nicht beachtet, es hat aber doch irgendwie dazu geholfen, meine Reklamesucht — die, wie lächerlich, selbst vor der Verweigerung von Autogrammen nicht zurückschaut — so deutlich erkennbar zu machen wie etwa eine bezahlte Texteinschaltung der Neuen Freien Presse. Es ist allerdings richtig, daß ich in meinem dreißigjährigen

kritische Wandlung des Herrn Kerr zum Bewußtsein kommen mochte und ob ihm nicht wenigstens der Unterschied zwischen einen Hinauswurf aus dem Parkett und einer Verbrüderung auf dem Podium aufgefallen ist.) Ich wollte aber nicht etwa sagen, daß dieses Schauspiel einer auf mich reagierenden Würdewelt der erste Treffer meiner Offenbach-Renaissance sei, wiewohl man das wirklich glauben könnte. Ich wollte nicht von jener vollkommenen Pervertierung aller logischen und moralischen Begriffe reden, die durch jeden Zusammenstoß zwischen mir und der Welt entsteht, und offenbar schon durch mein bloßes Dasein: denn wie wäre es sonst etwa möglich, daß die Neue Freie Presse, die ich doch nicht vor Gericht gestellt habe, kürzlich ganz von selbst den Satz schreibt: was brauche man überhaupt eine ganze Preßgesetzreform, es genüge ein einziger Paragraph, der ganz einfach zu lauten hätte: Du sollst nicht lügen! Also wenn solche Dinge geschehen können — und es ist gewiß das Unbezahlbarste,

so zeigt der Fall, den ich darstellen will und der mein Eingreifen in Münchner Verhältnisse betrifft, wie es mir immer nur darum zu tun ist, meine künstlerischen Ansprüche in den Vordergrund zu rücken und für wichtiger zu halten als reelle Geschäfte, die zwischen Theaterunternehmern und Zeitungsleuten getätigt werden. An einer Reihe von Dokumenten wird sich das aufzeigen lassen und zum Schluß an einer musikalischen Beweisführung eigenster Art. Der Sachverhalt baut sich auf dem Faktum auf, daß in den Münchner Kammerspielen — deren Einladung zu Vorträgen ich damals aus gekränkter Eitelkeit abgelehnt habe — ein Schandwerk unter dem Titel »Pariser Luft«, eine »leichte Angelegenheit«, nach Offenbach verjazzt von Salomon und angeblich nach Meilhac und Halévy bearbeitet von Peter Scher, zur Aufführung gelangte, wogegen ich an Ort und Stelle durch einen Vortrag des unvergleichlichen Originals protestiert habe, zu Ehren Offenbachs, wie ich aus Reklamesucht auf einem Plakat vermerken ließ. Nun ist es ja schon eine alte Erfahrung, daß überall dort, wo sich die Betriebswelt der schönen Künste, durch Schaden unbelehrt, irgendwie mit mir einlassen will, unfehlbar entweder eine Schweinerei oder eine Dummheit herauskommt. Aber wenn der Partner sich schon damit zufrieden geben möchte, so bin ich es, der Aufhebens davon macht. Man wird auch aus dieser Übertreibung einer leichten Angelegenheit wieder einmal ersehen, daß ich nur kleine Themen habe. Und wenn dieses Motiv zugleich mit Eitelkeit, Reklamesucht, Niederreißen, zum Kadi gehn u. s. w. zur Evidenz gelangt, so fällt mir noch ein, daß ich den ~~Einwendern~~ für alle künftigen Fälle ein Pauschalverfahren empfehlen könnte. Sie sollen sich einfach auf keine Detaillierung mehr einlassen, sondern jedesmal getrost sagen: »Was ich gegen den Kraus einzuwenden habe, ist, daß ich ein Trottel bin«. Das dürfte doch alles erklären. Und wozu sich immer den Kopf zerbrechen, wenn ja doch nichts herauskommt.

*

Da ich vor dem sogenannten Anhang spreche, so brauche ich die Voraussetzungen der Parodie, die das Vorwort enthält, nicht zu reproduzieren. Für den Fall, daß auch Publikum im Saal wäre, bringe ich die dem Anhang bekannte Gegenüberstellung der zwei Seelen, die in einer Brust wohnen können. Mein berühmter Kollege Franz Werfel entdeckte mich im Jahre 1913 und legte damals das folgende Bekenntnis ab, das er später ablegte:

Da ich vor dem versammelten Anhang sprechen, so brauche
ich die Voraussetzungen der Parodie, die das Vorwort enthält,
nicht zu reproduzieren. Für den Fall, daß auch Publikum im Saal
wäre, bringe ich die dem Anhang bekannte Gegenüberstellung
der zwei Seelen, die in einer Brust wohnen können. Mein
berühmter Kollege Franz Werfel entdeckte auch im Jahre 1913
und legte damals das folgende Bekenntnis ab, das er später ableugnete:

Trotzdem wurde aus mir nichts Rechtes, die Stunde, die unverrückbar den seinigen Planeten an den meinigen band, war nur eine schwache Stunde, ein Augenblick, zu dem ich mit Werfel sagen wollte: Verweile doch u. s. w. Der Planet war ein flüchtiggehender Wandelstern und nach sieben Jahren, 1920, ließ mich der Dichter in seinem »Spiegelmensch« das Folgende sagen:

Trotzdem wurde aus mir nichts Rechtes, die Stunde, die unvermeidbar den wenigen Planeten an den meinigen band, war nur eine schwache Stunde, ein Augenblick, zu dem ich mit Verlei sagen wollte: Verweile doch u. s. w. Der Planet war ein lichtgeschaffener Wandelstern und nach sieben Jahren 1920, heißt auch der Dichter in seinem »Spiegelmensch« das Folgende sagen:

Da ich vor dem sogenannten Anhang spreche, so brauche ich die Voraussetzungen der Parodie, die das Vorwort enthält, nicht zu reproduzieren. Für den Fall, daß auch Publikum im Saal wäre, bringe ich die dem Anhang bekannte Gegenüberstellung der zwei Seelen, die in einer Brust wohnen können. Mein berühmter Kollege Franz Werfel entdeckte mich im Jahre 1913 und legte damals das folgende Bekenntnis ab, das er später ablegte:

(1913)

Ich hatte in diesem mystischen Erlebnis die namenlose Persönlichkeit des Wortes erfahren. — — Am Morgen weckte mich ein Brief von Karl Kraus, in dem er mir mitteilt, daß er meine von einem Freunde (ohne mein Wissen) eingesandten Gedichte in der Fackel zu drucken beabsichtigt.

Ein Jahr später sah ich Kraus von Angesicht zu Angesicht und erkannte alle Schauer dieses Lebens im Leib, in ihm jene Traumerscheinung. — —

Ich habe gestern einige Seiten Philosophisches über Karl Kraus geschrieben.

Ich sende es Ihnen nicht — es ist ohnmächtig!

Ohnmächtig gegen das Ereignis mit dem unerklärlich dieser Mann in mein Leben trat.

Denn hinter allem Essayistischen, das ich über Karl Kraus schreiben könnte, stünde gebieterisch und unverrückbar die Stunde, die meinen Planeten an den seinen bindet.

Trotzdem wurde aus mir nichts Rechtes, die Stunde, die unverrückbar den seinigen Planeten an den meinigen band, war nur eine schwache Stunde, ein Augenblick, zu dem ich mit Werfel sagen wollte: Verweile doch u. s. w. Der Planet war ein richtiggehender Wandelstern und nach sieben Jahren, 1920, ließ mich der Dichter in seinem »Spiegelmensch« das Folgende sagen:

(1920)

»Was soll ich nun in den nächsten Tagen der Beschäftigungslosigkeit beginnen? Halt! Ich will unter die Propheten gehn, natürlich unter die größeren Propheten! — Das Erste ist, ich gründe . . . eine Zeitschrift und nenne sie: Die Leuchte? Nein? Der Kerzenstumpf? Nein! Die Fackel? Ja! — — Ich will den Stadtklatsch zu einem kosmischen Ereignis machen — — Ich will mit Kalauer und Pathos so trefflich jonglieren, daß jeder, der bei der einen Zeile konstatiert, ich sei ein spaßiger Denunziant und Fürzefänger, bei der nächsten zugeben muß, daß ich doch der leibhaftige Jesaja bin . . . Mein leider allzu abhängiger Charakter hat ein großes Talent auch zum akustischen Spiegel.

Kurz und gut, weil ich zwar den Menschen aus den Augen, doch nicht in die Augen sehen kann, will ich ihnen lieber gleich in den Hintern schauen, ob dort ihr Ethos in Ordnung ist — —«

Improvisation im Unruh-Gespräch der Mänaden, anknüpfend an Moabit und an Kerrs Selbstbekenntnis zum Fall Lampl, nach der Stelle: »— — Also etwa Thomas Mann!« »Mein Mann ist Heinrich. Das heißt, schon auch nicht mehr«

Erste

Mann ist Mann.

Zweite

Also Brecht?

Erste

Nein, eher Kerr.

Zweite

Hör mir auf, das ist doch ein Pazifist!

Erste

Wieso? Weil, weil, weil er den Mord gekannt hat, ist er ein Friedmensch geworden. Weil, weil, weil er bei Scherl war, ist er zu Mosse gegangen. Na, wir Künstler sind alle so. Was willst du haben, Dostojewsky-Natur! Weil, weil, weil er früher gegen Reinhardt war, ist er jetzt —

Zweite

Davon ist mir nichts, nichts, nichts bekannt. Das könnt' ich beeiden!

Erste

Man wird doch da sehn. Er soll in Unruh sein.

Zweite

Unruh hat aus dem sichtbaren Kriegserleben das erschütternde Erleben einer Weltrevolution geballt — —

Improvisation im Unruh-Gespräch der Mienchen, anknüpfend an Moabit und an Kerns Schuhsterbeliedes zum Teil Lumpi, nach der Stelle: »— — Also etwa Thomas Mann!« »Mein Mann ist tierarm. Das heißt, schon auch nicht mehr.«

Erste

Mann ist Mann.

Zweite

Also Brecht?

Erste

Nein, einer Kerr.

Zweite

Hör mir auf, das ist doch ein Pauschal!

Erste

Wieso? Weil, weil, weil er den Mord gekannt hat, ist er ein Friedmensch geworden. Weil weil, weil er bei Soiert war, ist er zu Moose gegangen. Na wir Kanarier sind alle so. Was willst du tadeln, Doeblerskehlen! Weil, weil, weil er früher gegen Reinhardt war, ist er jetzt —

Zweite

Davon ist mir nichts, nichts, nichts bekannt. Das kannst ich gedenken!

Erste

Man wird doch da sehen. Er soll in Unruh sein.

Zweite

Unruh hat aus dem Aufbruch Kriegsgeschehen das friedliebende Bleiben einer Weltrevolution gelernt — —

Zur Beseitigung eines möglichen Mißverständnisses sei erklärt, daß die Apotheose des Schlusses von »Wolkenkuckucksheim« wie das wiederholt anklingende Motiv der Republikbejahung allerdings dem republikanischen Gedanken gilt, doch natürlich nur als dem unmittelbar erlebten Protest gegen ein in Blut und Kot erstickes monarchisches Wesen. Keineswegs könnte es irgendeiner dieser republikanischen Wirklichkeiten gelten, die zunächst den Kot geerbt und gemehrt haben und bei deren Betrachtung keine Herzenssaite in mir mitschwingt. Im Gegenteil erkenne ich mit konsternierender Klarheit den kulturellen Vorzug eines gesalbten Trottels vor dem nunmehrigen Beherrscher der mitteleuropäischen Freiheit, dem Schweinkerl, dem Schwarz-Drucker, und empfinde die Knechtschaft, in der dieser Auswurf alle Menschheit gebannt hält (und insbesondere deren Kulturträger und Kunstleister), als eine Prostitution, mit der verglichen die Ergebung vor Königsthronen Männerstolz war. Schon die Feigheit der republikanischen Theaterwelt, die, über dramatische Not klagend, an einem republikanischen Weihefestspiel vorübergegangen ist, schon die Erbärmlichkeit pazifistischer Verbände, denen jeder Leitartikel wichtiger ist als ein dramatisches Friedensgedicht — schon ein Blick auf dieses geistige Bild zeigt, wie notwendig es ist, die Sache der Freiheit abzusondern von deren ehrlosen Repräsentanz, also das zu tun, was die Analphabeten jeder republikanischen Couleur so gern den Trennungstrich ziehen nennen. Denn das nie genug abwendbare Schicksal eines Frontsoldaten bleibt ein ungleich beträchtlicheres Martyrium als der Inhalt der Affäre Dreyfus, mit der die verlogenste aller Bourgeoisien, die mitteleuropäische, von ihren einheimischen Gewalttaten abgelenkt hat und noch nach dreißig Jahren durch ein dramatisches Plakat sich die Gloriole ihrer Gerechtigkeit herausfetzen möchte. Ich könnte natürlich mit dem feinsten Stilgefühl nicht entscheiden, was an dem Unternehmen von Herzog und was von Rehfisch ist. Wie käme ich auch dazu? Ich stelle an das Theater zwar Forderungen der Zeit, aber auch des Geistes; weshalb ich es höchstens zu Premieren bringe. Aber ich weiß, daß der alte Liebknecht den wahren revolutionären Mut gegen seine Partei bekundet hat, als er in der jungen Fackel dem Versuch eines lügenhaften Liberalismus und Journalismus entgegentrat, durch ein Manover der Humanität von den Opfern der einheimischen Justiz abzulenken. Wollte man aber auch den Fall Dreyfuß endgültig als das Symbol aller Märtyrerschaft gelten lassen, durch dessen bloße Berufung man sich schon jegliches Alibi ergattert — nie könnte man doch über das Leid hinwegsehen, das der Kerr auszustehen hat. »So war es doch, doch, doch!« ruft er. Zolas Kampf gegen die Gewalt erinnert ihn an das — wörtlich —:

was unsereins hernach mitten im Krieg den »elendesten Rückfall, den Vortrab der Spät-Entpfaffeten« schwarz auf weiß gerufen hat.

In den Tumult nämlich! Schwarz auf weiß; wenngleich nicht bei Scherl, wo es noch Dresche und Senge gab. »Hernach mitten im Krieg« ist gut. Mitten im Krieg hernach: ist noch besser. Im Weltkrieg, sagt er, wo nicht bloß »ein elsässischer Jud', sondern eine Menschheit Opfer wurde politisierender Kasten«. Und klammert noch ein:

(Zivile gehörten reichlich dazu.)

Er meint natürlich die Kriegsdichter. Unsägliches Leid der Reue, Selbstqual ohnegleichen, treibt ihn immer wieder an den Ort der Tat. Ich kann das nicht länger ansehen. Ich werde bald mit einem Vorschlag hervortreten, wie er endgültig sein Gewissen entlasten kann. Er soll mir aber diese Wohltat durch keine einstweilige Verfügung stören! Wenn er mir folgen wird — so schwer es ihm auch zunächst ankommen mag —, so wird er bald in der Lage sein, jenes ganze Unheil, Schuld und Lüge der Kriegswelt, deren Gedanken ihn heute bedrückt, gleich mir aus der Vogelperspektive zu betrachten.

Zur Beseitigung eines möglichen Mißverständnisses sei erklärt, daß die Apotheose des Schlusses von »Wolkenkuckucksheim« wie das wiederholt anklingende Motiv der Republikbejahung allerdings dem republikanischen Gedanken gilt, doch natürlich nur als dem unmittelbar erlebten Protest gegen ein in Blut und Kot ersticktes monarchisches Wesen. Keineswegs könnte es irgendeiner dieser republikanischen Wirklichkeiten gelten, die zunächst den Kot geerbt und gemehrt haben und bei deren Betrachtung keine Herzenssaite in mir mitschwingt. Im Gegenteil erkenne ich mit konsternierender Klarheit den kulturellen Vorzug eines gesalbten Trottels vor dem nunmehrigen Beherrscher der mitteleuropäischen Freiheit, dem Schweinkerl, dem Schwarz-Drucker, und empfinde die Knechtschaft, in der dieser Auswurf alle Menschheit gebannt hält (und insbesondere deren Kulturträger und Kunstleister), als eine Prostitution, mit der verglichen die Ergebung vor Königsthronen Männerstolz war. Schon die Feigheit dieser republikanischen Theaterwelt, die, über dramatische Not klagend, an einem republikanischen Weihefestspiel vorübergegangen ist, schon die Erbärmlichkeit pazifistischer Verbände, denen jeder Leitartikelschmuß wichtiger ist als ein dramatisches Friedensgedicht — schon ein Blick auf dieses geistige Bild zeigt, wie notwendig es ist, die Sache der Freiheit abzusondern von deren ehrloser Repräsentanz, also das zu tun, was die Analphabeten jeder republikanischen Couleur so gern den Trennungsstrich ziehen nennen. Denn das nie genug abwendbare Schicksal eines Frontsoldaten bleibt ein ungleich beträchtlicheres Martyrium als der Inhalt der Affäre Dreyfus, mit der die verlogenste aller Bourgeoisien, die mitteleuropäische, von ihren einheimischen Gewalttaten abgelenkt hat und noch nach dreißig Jahren durch ein dramatisches Plakat sich die Gloriole ihrer Gerechtigkeit herausfetzen möchte. Ich könnte natürlich mit dem feinsten Stilgefühl nicht entscheiden, was an dem Unternehmen von Herzog und was von Rehfisch ist; wie käme ich auch dazu? Ich stelle an das Theater zwar Forderungen der Zeit, aber auch des Geistes; weshalb ich es höchstens zu Premieren bringe. Aber ich weiß, daß der alte Liebknecht den wahren revolutionären Mut gegen seine Partei bekundet hat, als er in der jungen Fackel dem Versuch eines lügenhaften Liberalismus und Journalismus entgegentrat, durch ein Manöver der Humanität von den Opfern der einheimischen Justiz abzulenken. Wollte man aber auch den Fall Dreyfuß endgültig als das Symbol aller Märtyrerschaft gelten lassen, durch dessen bloße Berufung man sich schon jegliches Alibi ergattert — nie könnte man doch über das Leid hinwegsehen, das der Kerr auszustehen hat.

So war es doch, doch, doch

ruft er. Zolas Kampf gegen die Gewalt erinnert ihn an das — wörtlich —:

was unsereins hernach mitten im Krieg den »elendesten Rückfall, den Vortrab der Spät-Entafften« schwarz auf weiß gerufen hat.

In den Tumult nämlich! Schwarz auf weiß; wenngleich nicht bei Scherl, wo es noch Dresche und Senge gab. »Hernach mitten im Krieg« ist gut. Mitten im Krieg hernach: ist noch besser. Im Weltkrieg, sagt er, wo nicht bloß »ein elsässischer Jud', sondern eine Menschheit Opfer wurde politisierender Kasten«. Und klammert noch ein:

(Zivile gehörten reichlich dazu.)

Er meint natürlich die Kriegsdichter. Unsägliches Leid der Reue, Selbstqual ohnegleichen treibt ihn immer wieder an den Ort der Tat. Ich kann das nicht länger mitansehen. Ich werde bald mit einem Vorschlag hervortreten, wie er endgültig sein Gewissen entlasten kann. Er soll mir aber diese Wohltat durch keine einstweilige Verfügung stören! Wenn er mir folgen wird — so schwer es ihm auch zunächst ankommen mag —, so wird er bald in der Lage sein, jenes ganze Unheil, Schuld und Lüge der Kriegswelt, deren Gedenken ihn heute bedrückt, gleich mir aus der Vogelperspektive zu betrachten.

Nachtrag. Eine nach Berlin zugereiste und dort maßgebende Persönlichkeit, ~~zu jener Zeit~~ noch in Unkenntnis des Alphabets, das sie heute mißbraucht, hat sich zu der aufgeführten »Affäre ~~Dreyfus~~« des Ausspruches erdreistet:

Wäre ich Kommunist, so würde ich mir die Gelegenheit nicht entwischen lassen, die schändliche, zweideutige Haltung der damaligen Sozialdemokratie zu zeichnen. Die deutsche Partei setzte sich zwar soso lala für das bürgerliche Opfer der Militärjustiz ein; aber sie erlaubte gleichzeitig ihrem hervorragendsten Mitglied, dem alten Liebknecht, in Wien gegen Dreyfus zu hetzen — er tat es wohl aus Angst, als Jude zu dem kapitalistischen »jüdischen Syndikat« der Dreyfusards gerechnet zu werden, und hat sich damit vor der Weltgeschichte als der mittelmäßige Kopf, der er war, legitimiert.

Kommunist ist er naturlich nicht, weil er überhaupt nichts ist. Aber wer Kommunist ist, sollte sich die Gelegenheit »nicht entwischen lassen«, die von jenem empfohlene Methode, Polemiken mit Attentaten zu beantworten, immerhin in Form einer ~~leichten~~ Andeutung zu praktizieren, damit er doch erfahre, wer er ist und wer der alte Liebknecht war. Wenn die Haltung der damaligen Sozialdemokratie schändlich war, so war sie es gerade darum, weil sie mit dem Börsenliberalismus gemeinsame Sache machte. »Erlaubt« hat sie ihrem Führern nichts und gewiß nicht, »in Wien zu hetzen«, sondern ihm auf dem Dresdner Parteitag — zusammen mit den Wiener Genossen — die Mitarbeit an der Fackel verübelt, denn die Vertretung der Ansicht, daß uns heimische Justizverbrechen — wie der Fall Ziethen — ~~näher~~ angehen, war ihr durchaus nicht erwünscht. Daß aber ~~ein~~ Setzer, also ~~ein Arbeiter~~ — nebst der Infamie der Unterschiebung von »Angst« als Motiv eines Kampfes — die Version druckt, der alte Liebknecht sei ein Jud gewesen, und nicht ~~lieber~~ das Manuskript zerreißt, ist ~~doch~~ eine starke Berliner Möglichkeit, die nur noch die Hoffnung zuläßt, daß der dortige »Linksradikalismus« es doch einmal für richtiger halte, das Andenken der Liebknechts zu wahren als Tinterlinteressen, die ~~sie~~ heute zu ~~k~~stipendieren pflegen. Mit wem der Historiker den alten Liebknecht verwechselt, wird kaum eruierbar sein; aber vielleicht glaubt er wirklich, daß die Genossen Singer, Bernstein und Braun, die niemand verdächtigt hätte, erlaubt haben, sein durchschaubares Pseudonym für Löwy durch antisemitische Propaganda zu decken. ~~Dieser~~ Wilhelm Liebknecht, der sich offenbar zeitlebens gefürchtet hatte, als Jude agnosziert zu werden, und aus dieser Furcht heraus die Gelegenheit, eine gerechte Sache zu verraten, als Alibi ergriff; der nicht davor zurückschrak, »in Wien« als Antidreyfusard zu hetzen, auf die Gefahr hin, sich vor der Weltgeschichte als mittelmäßiger Kopf und vor der ~~Film~~börse als Gesinnungslump zu legitimieren — dieser Liebknecht hat freilich zwei Jahre seines Lebens und antiwilhelminischen Wirkens in der Festung und vier Monate im Gefängnis zugebracnt, lange bevor der Filminteressent, der »in Berlin« kritisieren darf, das Licht dieser literarischen Welt erblickte. Wenn man ~~dort~~ den Mut haben sollte, die Stelle, wo dem feigen Liebknecht Unterschlupf gewährt wurde, näher zu bezeichnen, so wird man ~~hier~~ den, vorläufig ungewichtigen, Namen der Persönlichkeit nennen, die, je nachdem, Entscheidungen fällt oder verschiebt und zwischen sämtlichen kurulischen Stühlen sich schnell und scheu hin und herbewegt — so daß es schwer ist, sich die Gelegenheit nicht entwischen zu lassen —, den Namen ~~der Persönlichkeit über die~~ ich neulich erschüttert ~~das~~ Bekenntnis eines »Ringenden« gelesen habe:

. . . (Man mißverstehe hier nicht meine Stellung zu Willy Haas. Ich glaube, (von einer anderen Perspektive betrachtet) ihm ist der Löwenanteil am Emporkommen unserer Generation zuzuschreiben. Er scheint mir der geborene Helfer und Förderer der Ringenden zu sein. Hilfs- und Entdeckungsaktionen startete er schon, als er noch beim Filmkurier war und die Filmatmosphäre »literaturfähig« machte. Komme mir auch niemand auf den Gedanken, ich rechne Haas zu dem Typ der »Ummauerten«, der »Unnahbaren«.

I wo! Aber man kann nur schlicht sagen: Haste Generation, was da emporgekommen ist!

Nachtrag. Eine nach Berlin zugereiste und nun dort maßgebende Persönlichkeit, anno Dreyfus noch in Unkenntnis des Alphabets, das sie heute mißbraucht, hat sich zu der aufgeführten »Affäre« des Ausspruches erdreistet:

Wäre ich Kommunist, so würde ich mir die Gelegenheit nicht entwischen lassen, die schändliche, zweideutige Haltung der damaligen Sozialdemokratie zu zeichnen. Die deutsche Partei setzte sich zwar soso lala für das bürgerliche Opfer der Militärjustiz ein; aber sie erlaubte gleichzeitig ihrem hervorragendsten Mitglied, dem alten Liebknecht, in Wien gegen Dreyfus zu hetzen — er tat es wohl aus Angst, als Jude zu dem kapitalistischen »jüdischen Syndikat« der Dreyfusards gerechnet zu werden, und hat sich damit vor der Weltgeschichte als der mittelmäßige Kopf, der er war, legitimiert.

Kommunist ist er naturlich nicht, weil er überhaupt nichts ist. Aber wer Kommunist ist, sollte sich die Gelegenheit »nicht entwischen lassen«, die von jenem empfohlene Methode, Polemiken mit Attentaten zu beantworten, immerhin in Form einer parodistischen Andeutung zu praktizieren, damit er doch erfahre, wer er ist und wer der alte Liebknecht war. Wenn die Haltung der damaligen Sozialdemokratie schändlich war, so war sie es gerade darum, weil sie mit dem Börsenliberalismus gemeinsame Sache machte. »Erlaubt« hat sie ihrem alten Führer nichts und gewiß nicht, »in Wien zu hetzen«, sondern ihm auf dem Dresdner Parteitag — zusammen mit den Wiener Genossen — die Mitarbeit an der Fackel verübelt, denn die Vertretung der Ansicht, daß uns die heimischen Justizverbrechen – wie der Fall Ziethen — weit mehr angehen, war ihr durchaus nicht erwünscht. Daß aber Setzer, also Proletarier — nebst der Infamie der Unterschiebung von »Angst« als Motiv eines Kampfes — die Version drucken, der alte Liebknecht sei ein Jud gewesen, und nicht vorziehen, das Manuskript zu zerreißen, ist wohl eine starke Berliner Möglichkeit, die nur noch die Hoffnung zuläßt, daß der dortige »Linksradikalismus« es doch einmal für richtiger halte, das Andenken der Liebknechts zu wahren als Tinterlinteressen, die er heute zu konzedieren pflegt. Mit wem der Historiker den alten

Liebknecht verwechselt, wird kaum eruierbar sein; aber vielleicht glaubt er wirklich, daß die Genossen Singer, Bernstein und Braun, die niemand verdächtigt hätte, jenem erlaubt haben, sein durchschaubares Pseudonym für Löwy durch antisemitische Propaganda zu decken. Wilhelm Liebknecht, der sich offenbar zeitlebens gefürchtet hatte, als ~~Jude~~ agnosziert zu werden, und aus dieser Furcht heraus knapp vor seinem Tode die Gelegenheit, eine gerechte Sache zu verraten, als Alibi ergriff; der nicht davor zurückschrak, »in Wien« als Antidreyfusard zu hetzen, auf die Gefahr hin, sich vor der Weltgeschichte als mittelmäßiger Kopf und vor der Literaturbörse als Gesinnungslump zu legitimieren — dieser Liebknecht hat freilich zwei Jahre seines Lebens und antiwilhelminischen Wirkens in der Festung und vier Monate im Gefängnis zugebracht, lange bevor der Filminteressent, der »in Berlin« kritisieren darf, das Licht dieser literarischen Welt erblickte. Wenn man in Berlin den Mut haben sollte, die Stelle, wo dem feigen Liebknecht Unterschlupf gewährt wurde, näher zu bezeichnen, so wird man in Wien den, vorläufig ungewichtigen, Namen der Persönlichkeit nennen, die, je nachdem, Entscheidungen fällt oder verschiebt und zwischen sämtlichen kurulischen Stühlen sich schnell und scheu hin und herbewegt — so daß es schwer ist, sich die Gelegenheit nicht entwischen zu lassen —, den Namen den ich neulich erschüttert in dem Bekenntnis eines »Ringenden« gelesen habe:

. . . (Man mißverstehe hier nicht meine Stellung zu Willy Haas. Ich glaube, (von einer anderen Perspektive betrachtet) ihm ist der Löwenanteil am Emporkommen unserer Generation zuzuschreiben. Er scheint mir der geborene Helfer und Förderer der Ringenden zu sein. Hilfs- und Entdeckungsaktionen startete er schon, als er noch beim Filmkurier war und die Filmatmosphäre »literaturfähig« machte. Komme mir auch niemand auf den Gedanken, ich rechne Haas zu dem Typ der »Ummauerten«, der »Unnahbaren«.

I wo! Aber denkt man bei diesem Ringen nicht an das Gespräch der beiden Bacchanten ~~aus~~ »Literatur«:

»— — Ich bin durch Kierkegaard hindurchgegangen, aber jetzt korrespondiere ich mit Haas, ob ich mich auf den Weg begeben soll, der wahrscheinlich doch zur Erlösung führt . . . .«

Jedenfalls kann man nur schlicht sagen: Haste Generation, was da emporgekommen ist!

Liebknecht verwechselt, wird kaum erlaubter sein; aber vielleicht glaubt er wirklich, daß die Genossen Singer, Bernstein und Braun, die niemand verdächtigt hatte, jenem erlauchten Kreis durchschnittliches Pseudonym im Löwy durch antisemitische Propaganda zu decken. Wilhelm Liebknecht, der sich dadurch zeitlebens getroffen hatte, als sprechen zu werden, und aus dieser Furcht heraus knapp vor seinem Tode die Delegiertenwahl, eine gerechte Sache zu vertreten, die Affäre ergriff; der nicht davor zurückschaute, »in Wien« als Antidreyfusiard zu heißen, auf die Gefahr hin, sich vor der Weltgeschichte als mittelmäßiger Kopf und vor der Literaturhöse als Gesinnungsstumpf zu legitimieren – dieser Liebknecht hat bereits zwei Jahre seines Lebens und antiwilhelminischen Wirkens in der Festung und vier Monate im Gefängnis zugebracht, lange bevor der Fall interessant, der »in Berlin« kritisieren darf, das Licht dieser literarischen Welt erblickte. Wenn man in Berlin den Mut haben sollte, die Stelle, wo dem feigen Liebknecht Unrecht geschieht gewahrt wurde, näher zu bezeichnen, so wird man in Wien, vorläufig ungewichtigen, Namen der Persönlichkeit nennen, die, je nachdem, Entscheidungen falle oder verschiebt und zwischen sämtlichen kurrilischen Stühlen sich schnell und schon hin und herbewegt — so daß es schwer ist, sich die Geistesheit nicht entwischen zu lassen —, den Namen den ich neulich erschrieben in dem Rekordfalls eines »Ringenden« gelesen habe:

... (Man möchte hier nicht meine Stellung zu Willy Haas?, ich glaube, (von einer anderen Perspektive betrachtet) ihm ist der Löwen amici am Empfehlungen unserer Generation zusammenbringen. Er scheint mit der gebotene Hilfe und Förderei der Ringenden zu sein. Hilfe und Entdeckungsabsichten skizzierte er schon, als er noch beim Filmkurier war und die Film-atmosphäre »literaturfähig« machte. Komme mir auch niemand auf den Gedanken, ich rechne Haas zu dem Typ der »Umgemachten«, der »Unverbesserlichen«.

I wo! Aber denkt man bei diesem Ringen nicht an das Gespräch der beiden Bruchmarken aus »Literatur«:

»— — ich bin durch Kierkegaard hindurchgegangen, aber jetzt korrespondiere ich mit Haas, ob ich mich auf den Weg begeben soll, der wahrscheinlich doch zur Erlösung führt . . .«

Jedenfalls kann man nur schlicht sagen: Hasle Generation, was da emporgekommen ist!

Bedauerlicher Weise bin ich zu einer Aufklärung gezwungen; denn unfehlbar muß es doch fehlgehen, wenn ich mit einem der bestehenden Kunstbetriebe, und sei es auch nur der Lokalität, in Berührung komme. Ich war ersucht worden, in einem größeren Raum zwei Vorlesungen abzuhalten, deren materieller Ertrag bedürftigen Schauspielern zugutekommen soll, und durch die zweite — Gogols »Revisor« — wohl auch der künstlerische Gewinn den zuhörenden Schauspielern. Das Kabarett der Komiker, dessen Saal diesen wohltätigen Zwecken freundlich dargeboten wurde, hat nun zum ersten Vortrag vorsorglich, aber versehentlich eine Einladung an seine Freunde und Stammgäste ausgesandt, von der ich nichts wußte, nichts ahnen konnte und die mit den Worten beginnt:

Euer Hochwohlgeboren!

5 Jahre Kabarett der Komiker

Karl Kraus Vorlesung am Sonntag, den 1. Dezember

Anläßlich des 5jährigen Bestehens unseres Hauses veranstalten wir am Sonntag, den 1. Dezember eine Vorlesung von Karl Kraus (aus eigenen Schriften), deren gesamtes Erträgnis einem wohltätigen Zweck zufließt.

Wir freuen uns ungemein, den Freunden und Stammgästen unseres Hauses den Besuch der Vorlesung des hervorragenden Polemikers und Meisters der deutschen Sprache ermöglichen zu können.

— — Wir würden uns sehr freuen, Sie an diesem Tage in unserem Hause begrüßen zu dürfen und zeichnen

— —

Dieser Einladung, von der ich nachträglich erfahren habe, ist das folgende Schreiben — an die gleichen Adressen — auf dem Fuße gefolgt:

Ew. Hochwohlgeboren!

Wir haben Ihnen vor einigen Tagen eine Einladung zur Vorlesung Karl Kraus, die Sonntag, den 1. Dezember im Kabarett der Komiker stattfindet, übersandt. In diesem Schreiben war ein Zusammenhang zwischen der Vorlesung und der Fünfjahrfeier des Kabaretts der Komiker hergestellt.

Dieser Zusammenhang besteht nicht.

Die Leitung des Kabaretts der Komiker hat lediglich das Haus für die Vorlesung, deren Gesamtertrag Karl Kraus für notleidende Schauspieler bestimmt hat, zur Verfügung gestellt.

— —

So anerkennenswert diese Mitwirkung an einem wohltätigen Zweck ist, so wenig wäre es doch vorstellbar, daß dafür polemische Qualitäten und Beziehungen zur deutschen Sprache dem Kabarett der Komiker zur Verfügung gestellt werden und daß sich dessen fünfjahriger Bestand in einem mit dem dreißigjährigen Bestand der Fackel feiern ließe. Es wäre im Zeitmaß inkommensurabel.

Zu »Pariser Leben« ist unter Hinweis auf die im Programm behandelte leichte Angelegenheit, die ein Schwerverbrechen bedeutet, noch zu vermerken, daß der Schwachsinn die Replik hatte, auch ich hätte doch Offenbach modernisiert und zwar durch Zusatzstrophen. Es ist ein Vorwurf gegen Offenbach. Die Möglichkeit und Notwendigkeit der Zusatzstrophen ergibt sich aus dem Wesen des Couplets, das, aus dem Dialog hervorbrechend, zur Aktualität berechtigt und zum Ersatz einer veralteten Aktualität verpflichtet. Ganz wie auch der Dialog die Stellen enthält, an denen jeweiliger Zeitinhalt improvisiert werden kann und soll. Diese Stellen zu finden ist Aufgabe des Theatergefühls. Den größten Spielraum haben mir da die »Briganten« gewährt, den geringsten — weil es schon als Gegenwartsoperette erschaffen ist — »Pariser Leben«. Was überall zu tun blieb, war sprachliche Auffüllung ohne Antastung der Szene. Das Resultat meiner textlichen Arbeit hat nirgendwo künstlerischen Selbstbestand, der über den Funktionswert für den musikalischen Zweck hinausreichte; und dürfte ihn nicht haben. Wertvoll wäre nur ein Veranschaulichen der Sprachleistung durch einen Vergleich der alten Übersetzungen (Hopp, Treumann, Genee und Pohl) mit meinen sogenannten Erneuerungen, deren Vorzug es ist, durchaus wie alt zu erscheinen. Eingriffe wie die Entfernung von Figuren aus einer Handlung, die immer mit dem musikalischen Element verbunden bleibt, Versetzung von Musik — wie etwa daß das groteske Duo zwischen Gondremark und Pauline zu einem Liebessang zwischen Gardefeu und Baronin werden könnte — sind durchaus abzulehnen. In »Pariser Leben« waren manche morsche Äste des alten Lustspiels zu beseitigen und durch den Wegfall von Motivierung das Operettenhafte zu verstärken. Was meine Strophen betrifft, so gehören sie natürlich nur mir und dem eigenen Vortrag und sind für den Schauspieler unbrauchbar, welchem andere, auf anderm Niveau der Zeitkritik, gefunden werden müssen. Alle Bearbeitung, die über diesen Zusatz und über die sprachliche Restaurierung hinausgeht, Handlungsänderung oder Milieuwechsel, ist Unfug und Verbrechen an der Musik. Derlei läßt sich mit dem Walzerkomponisten Johann Strauß, niemals mit dem Dramatiker Offenbach versuchen. Die wahre Operette kann nicht veralten. Sie davor zu bewahren, ist Sache des Schauspielers, dem auf den ältesten Situationen neues Leben blüht. Wo man Ruinen vermutet, wird erst der eingebaute Komfort sie dazu machen.

Zu »Paulus Lebens« ist unter Hinweis auf die im Programm behandelte leichte Angelegenheit, die ein Schwerverbrechen bedeutet, noch zu vermerken, daß der Schwachsinn die Republik hatte, auch ich hatte dem Offenbach modernisiert und zwar durch Zusatzstrophen. Es ist ein Verwurf gegen Offenbach. Die Möglichkeit und Notwendigkeit der Zusatzstrophen ergibt sich aus dem Wesen des Couplets, das aus dem Dialog hervorbrechend, zur Aktualität bereichtigt und zum Ersatz einer veralteten Aktualität verpflichtet. Ohne wie auch der Dialog die Stellen enthält, an denen jeweiliger Zeitbezug improvisiert werden kann und soll. Diese Stellen zu finden ist Aufgabe des Theaterpraktikers. Den großen Stellenwert haben mir da die »Brigaulen« gewahrt, den geringsten — weil es schon als Gegenwartsoperette erschallen ist — »Paulus Lebens«. Was überall zu tun blieb, war sprachliche Auffrischung ohne Antastung der Szene. Das Resultat meiner textlichen Arbeit hat nirgendwo künstlerischen Selbstbestand, der über den Funktionswert für den musikalischen Zweck hinausreichte; und dürfte ihn nicht haben. Wertvoll wäre nur ein Vergleichen der Sprachbehandlung durch einen Vergleich der alten Übersetzungen (Hopp, Treumann, Gentz und Pohl) mit meinen sogenannten Entdeckungen, deren Vorzug es ist, durchaus wie alt zu erscheinen. Eingriffe wie die Entfernung von Figuren aus einer Handlung, die immer mit dem musikalischen Element verbunden bleibt, Verstärkung von Musik — wie etwa das groteske Duo zwischen Gondremark und Paulus zu einem Liebesstreit zwischen Gardelen und Baronin werden könnte — sind hierhaus abzulehnen. In »Paulus Lebens« waren manche moderne Akte des alten Lustspiels zu beseitigen und durch den Wegfall von Motivierung des Opernhaften zu verstärken. Was meine Strophen betrifft, so gedenken sie natürlich nur nur und dem eigenen Vortrag und sind für den Schauspieler unbrauchbar, welchem andere, auf andere Niveau der Zeitlichkeit, gegeben werden müssen. Alle Bearbeitung, die über diesen Zusatz und über die sprachliche Restaurierung hinausgeht, Handlungsänderung oder Milieuwechsel, ist Lüge und Verbrechen an der Musik. Derlei läßt sich mit dem Wiederkomponisten Johann Strauß eigentlich mit dem Dreimäderlhaus Offenbach vergleichen. Die — hier Operette kann nicht verlieren. Sie davor zu bewahren, ist Sache des Schauspielers, dem auf den alleten Situationen neues Leben blüht. Wo man Rollen vermutet, wird erst der eingeschaltete Komiker sie dazu machen.

Zu »Pariser Leben« ist unter Hinweis auf die im Programm behandelte leichte Angelegenheit, die ein Schwerverbrechen bedeutet, noch zu vermerken, daß der Schwachsinn die Replik hatte, auch ich hätte doch Offenbach modernisiert und zwar durch Zusatzstrophen. Es ist ein Vorwurf gegen Offenbach. Die Möglichkeit und Notwendigkeit der Zusatzstrophen ergibt sich aus dem Wesen des Couplets, das, aus dem Dialog hervorbrechend, zur Aktualität berechtigt und zum Ersatz einer veralteten Aktualität verpflichtet. Ganz wie auch der Dialog die Stellen enthält, an denen jeweiliger Zeitinhalt improvisiert werden kann und soll. Diese Stellen zu finden ist Aufgabe des Theatergefühls. Den größten Spielraum haben mir da die »Briganten« gewährt, den geringsten — weil es schon als Gegenwartsoperette erschaffen ist — »Pariser Leben«. Was überall zu tun blieb, war sprachliche Auffüllung ohne Antastung der Szene. Das Resultat meiner textlichen Arbeit hat nirgendwo künstlerischen Selbstbestand, der über den Funktionswert für den musikalischen Zweck hinausreichte; und dürfte ihn nicht haben. Wertvoll wäre nur ein Veranschaulichen der Sprachleistung durch einen Vergleich der alten Übersetzungen (Hopp, Treumann, Genee und Pohl) mit meinen sogenannten Erneuerungen, deren Vorzug es ist, durchaus wie alt zu erscheinen. Eingriffe wie die Entfernung von Figuren aus einer Handlung, die immer mit dem musikalischen Element verbunden bleibt, Versetzung von Musik — wie etwa, daß das groteske Duo zwischen Gondremark und Pauline zu einem Liebessang zwischen Gardefeu und Baronin werden könnte — sind durchaus abzulehnen. In »Pariser Leben« waren manche morschen Äste des alten Lustspiels zu beseitigen und durch den Wegfall von Motivierung das Operettenhafte zu verstärken. Was meine Strophen betrifft, so gehören sie natürlich nur mir und dem eigenen Vortrag und sind für den Schauspieler unbrauchbar, welchem andere, auf anderm Niveau der Zeitkritik, gefunden werden müssen. Alle Bearbeitung, die über diesen Zusatz und über die sprachliche Restaurierung hinausgeht, Handlungsänderung oder Milieuwechsel, ist Unfug und Verbrechen an der Musik. Derlei läßt sich mit dem Walzerkomponisten Johann Strauß, niemals mit dem Dramatiker Offenbach versuchen. Die echte Operette kann nicht veralten. Sie davor zu bewahren, ist Sache des Schauspielers, dem auf den ältesten Situationen neues Leben blüht. Wo man Ruinen vermutet, wird erst der eingebaute Komfort sie dazu machen.

Gegenüber dem gigantischen Wachstum des Übels der Presse und insbesondere angesichts des Grades der Verkommenheit und Bürgerlichkeit, den die sozialdemokratische Presse erreicht hat, ziemt es sich wieder einmal, etwas aus der Rede zu sprechen, die von Lassalle im Jahre 1863 gegen die Presse gehalten wurde. Er war der Prophet des Untergangs der Welt durch schwarze Magie, wenngleich er diese nur in der äußeren Korruption wirkend erkannte. Doch sein Fluch in einer vergleichsweise harmlosen und ehrenhaften Epoche ist uns erfüllt: uns, den vom vollendeten Mechanismus Überwältigten, uns, die die täglichen Raubzüge in die Phantasie, die tägliche Entehrung der Sprache, die tägliche Prostitution der Wahrheit mit der schaudernden Ahnung erleben, daß bald keine Lichtreklame dieses Metiers imstande sein wird, vor dem Grauen abzulenken, in den öden Fensterhöhlen des Geisterlebens, und daß der Stillstand Europas auch seiner Presse bevorsteht, den der andere Prophet, Kierkegaard, vorausgesagt hat.

Vorwort:

Beginn wie am 21. November bis zu dem Satz: »Darum haben die Literaten den Erfolg der ‚Unüberwindlichen' als einen Erfolg bei den Literaten zu erklären und zu verkleinern gewußt.« Dann:

Allen voran der Herr Tucholsky, eine fünfdeutige Erscheinung des Berliner Geisteslebens. Aber da ist ihm etwas passiert, worauf mich ein Leser aufmerksam macht.

Weltbühne, Seite 739:

Unsere Korruption sieht anders aus; unsere Journalisten haben andere Fehler und andere Untugenden, hierzulande sind die Leute billiger und schwerer zu bestechen, beeinflußt wird hier, nicht gezahlt — hier knistert kein Schein und kein Scheck ... Nein, hier gibt es wohl keine Bekessys.

Weltbühne, Seite 731:

Sie wundern sich, lieber Raucher, daß Sie über diese Dinge so wenig erfahren? Ich nicht, denn ich weiß, daß das Reklamebudget der Zigarettenindustrie viele viele Millionen beträgt und daß man der Pressekritik mit Inseraten den Mund stopfen kann. Und unbequeme Fachorgane? Es genügen zwanzigtausend Mark, um ein oppositionelles Fachblatt umschwenken zu lassen — Starker Tabak, nicht wahr?

Und das in ein und demselben Heft. Lediglich durch sieben Seiten Text und durch vier Seiten Inserate von einander getrennt.

Also »Die Unüberwindlichen« — so etwas könnte ein richtiggehendes Theaterpublikum, das nicht bloß aus »Anhang« besteht, gar nicht kapieren. Aber selbst wenn die Voraussetzungen der Korruption hier wirklich nicht vorhanden wären, es bliebe doch ein Humbug, den Erfolg der »Unüberwindlichen« als die Konsequenz einer Eingeweihtheit von Fackellesern darzustellen. Der Herr Panter weiß natürlich so gut als es die Herren Tiger, Hauser, Wrobel, ja selbst Herr Tucholsky wissen, daß unter jenem Publikum der Volksbühne-Matinee sicher mehr als tausend waren, die dem Abenteuer zwischen den Welten Barkassy und Wacker gespannt folgten, ohne zu ahnen, welche lebende Personen dargestellt waren. Was da versucht wird, ist aber nichts anderes als die journalistische Instrumentierung der Gewalttat, die politische Halbschlächtigkeit an dem Werk verübt hat. Vergleicht man dieses Schicksal der neuen Zeitsatire mit dem des »Revisor«, so wird man wohl des Kulturabstands gewahr zwischen einer geistigen Toleranz, wie sie der düsterste Zarismus ermöglicht hat, und der kostümierten Gewalttätigkeit sogenannter Republiken, die hinter dem Dekorum des neuen Ideals ausschließlich der Freiheit des Büttels emporgeholfen haben. Und der offizielle Büttel ist ein Kinderspott verglichen mit dem heimlichen, als den sich ihm der Freisinn selbst zur Verfügung stellt, wenn es gilt, das dramatische Abbild

Vorwort:

Beginn wie am 21 November bis zu dem Satz: »Darum haben die Literaten den Ruhig der ‚Unabwindlichen' als einen Erfolg bei den Literaten zu erklären und zu verkleinern gewußt.« Dann:

Allen voran der Herr Tucholsky, eine kundenfüllige Erscheinung des Berliner Geisteslebens. Aber da ist ihm etwas passiert, worauf mich ein Leser aufmerksam macht:

Weltbühne, Seite 739:

Unsere Korruption sieht anders aus: unsere Journalisten haben andere Fehler und andere Untugenden, hierzulande sind die Leute billiger und schwerer zu bestechen, beziehungsweise wird hier nicht gezahlt — hier knistert kein Schein und kein Scheck . . . Nein, hier gibt es wohl keine Bekenntnisse.

Weltbühne, Seite 791:

Sie von dem sich, lieber Rauscher, daß Sie über diese Dinge so wenig erfahren? Ich nicht, denn ich weiß, daß das Reklamebudget der Zigarettenindustrie viele viele Millionen beträgt und daß man der Presse kritik mit Inseraten den Mund stopfen kann. Und unbequeme Fachorgane? Es genügen zwanzigtausend Mark, um ein oppositionelles Fachblatt umschwenken zu lassen. — Starker Tabak, nicht wahr?

Und das in ein und demselben Heft. Lediglich durch sieben Seiten Text und durch vier Seiten Inserate von einander getrennt.

Also »Die Unabwendbaren« — so etwas könnte ein nichtsgebendes Theaterpublikum, das nicht blos aus »Anhang« besteht, gar nicht kapieren. Aber selbst wenn die Voraussetzungen der Korruption hier wirklich nicht vorhanden wären, es bliebe doch ein Anrecht, den Erfolg der »Unabwendbaren« als die Konsequenz einer Eingewöhnheit von Packeleien darzustellen. Der Herr Pastor weiß natürlich so gut wie die Herren Tiger, Hase, Wrobel, ja selbst Herr Tucholsky wissen, daß unter jenem Publikum der Volksbühne Matinee sicher mehr als tausend waren, die den Abenteuer zwischen den Weißen Rassen und Wasser gespannt folgten, ohne zu ahnen, welche lobende Personen dargestellt waren. Was da versucht wird, ist nichts anderes als die journalistische Instrumentalisierung der Gewohnheit, die politische Plebejerschaft an den Wort verübt hat. Vielleicht man dieses Schicksal der neuen Zeitschrift mit dem des »Revisors«, so wird man wohl des Kulturabsinkens gewahr zwischen einer geistigen Tollerranz, wie sie der dialektische Zynismus ermöglicht hat und der Kostümierten Gewaltigkeit sogenannter Republikaner, die hinter dem Dekorum des neuen Ideals ausschließlich der Freiheit des Bürgers empfohlen haben und der olfizielle Bund ist ein Kindergott verglichen mit dem heimlichen, als den sich ihm der Friesinn selbst zur Verlogung stellt, wenn es gilt das dramatische Abbild

eben dieser Versippung unwirksam zu machen. Sogenannte Kunstgenossenschaften und Antizensurverbände rücken aus, der Apparat der Gesinnungsproteste kommt in Tätigkeit, wenn es der Polizei mangels anderer Verbrecher gelingt, die des Herrn Brückner dingfest zu machen. Aber eine sozialistische Volksbühne besorgt die Abwürgung, die der Polizei genehm ist, im übertragenen Wirkungskreis und ist, unterstützt durch das Schweigen selbst jener öffentlichen Meinung, die ihr hundert Aufführungen der »Unüberwindlichen« förmlich aufgetragen hat, heilfroh, die Machthaber und Würdenträger darüber beruhigen zu können, daß einmal weniger als hundertmal, aber auch weniger als keinmal ist und daß es nie wieder vorkommen wird/ Der Herr Schober brauchte ~~wohl~~ gar nicht auf jenen Knopf zu drücken, den ihm ein freisinniger/aber ahnungsloser Engel fast in die Hand gedrückt hatte — nein, eine Proletarierbühne hat ihm durch die Entfernung seines Konterfeis mehr Freude bereitet, als Schmerz durch die flüchtige Ausstellung. Indem sich so der Ring der Unüberwindlichen, noch die scheinbaren Helfer umfassend, um mich schließt, wird/durch ~~diesen~~ Akt einer Binnenzensur/~~immerhin~~ evident, wie an jedem Betriebsunfall, ~~der~~ mich betrifft, auch noch die ganze Lüge eines Linksradikalismus zuschanden wird, der seine Sache durch angeborne Feigheit weit mehr kompromittiert, als der ~~Herr~~ Gegner die seine durch angeborne Dummheit. Die wahre Zeitsatire wäre ohne ~~dies~~ Nachspiel ihrer Unterdrückung im übertragenen Wirkungskreise unvollständig. Ich hoffe, sie wird eben dieser Ergänzung ihre Aktualität verdanken. Gogols »Revisor«, auf der Bahn der Wirkung nie aufgehalten von der getroffenen Macht oder deren Liebedienern, ist noch heute in einem Maße aktuell, daß ich ausdrücklich versichern muß: Alles, was aus den russischen Verhältnissen von annodazumal auf die preußischen Dinge von heute zu reflektieren scheint, alles, was korrupten Würdenträger buchstäblich auf den Pelz rückt, ist wirklich von Gogol und kein Wort ~~ist~~ von mir improvisiert/ Nichts fehlt hier, was heute vorhanden ist, und der kleine Unterschied, daß damals 60 Meter Tuch nicht à 1 Mark genommen wurde, sondern gratis, wird hoffentlich so wenig in Betracht kommen wie 1 Meter Tucholsky zu 60 Pfennig.

Nachtrag. In jener Darlegung, daß in Berlin nicht gezahlt, sondern nur beeinflußt werde, stand die unbezahlbare Illustration:

wenn einer von uns Geld nähme, verfiele er einfach der Lächerlichkeit; hier ist es gar nicht pikant, bestochen zu sein — es ist nur dumm. Hier lassen sie sich zum Abendbrot einladen; wenn sie dreimal durch Dahlem getrudelt sind, sind sie nicht mehr dieselben — hier arrangieren sie ihre Buchbesprechungen: »Für die Literarische Welt fehlt mir noch einer, im Tageblatt schreibt Langer, in der Voß Sochaczew . . . Stefan Zweig . . . ich werde es mit Pantern versuchen . . .«

Der noch die Beschwerde vorbringt, daß, »wenn die französischen Presseschieber zum Schluß eine Villa haben«, sie sich in Berlin »aus dem Ertrag ihrer jahrelangen Gefälligkeiten ein Weekend machen können«. Wiewohl Panters Gewandtheit nicht ganz klar ausdrücken konnte, ob er die Versucher oder die Versuchten, arrangierende Verleger oder eingeladene Kritiker sprechen läßt — er hat natürlich recht und namentlich für die Literarische Welt wird sich schon einer finden, da ist mir nicht bange. In Berlin, sagt der Kenner, knistert kein Scheck, sondern es gilt bloß die Parole: »Lobst du meinen Juden, lob ich deinen Juden«. Das mag natürlich für die Literaturkritik genügen, aber wie Herr Tucholsky dem gleichen Heft seines Blattes entnehmen kann, knistert auch in Berlin der Scheck ziemlich hörbar. Es wäre zwar sonst der feuilletonistische Humbug — die Methode, das Angenehme mit dem Nützlichen, die Pointe mit der Petite zu verbinden — wenn die keinen Schweinereien eben dieses Literaturtypus schalkhaft fatiert werden, um die großen Verlegerchancen zu decken, die Korruption der Wirtschaftskritik unsichtbar zu machen, die natürlich in Berlin so gut zuhause ist wie überall, wo die Lumperei der Tat die Lumperei des Worts zu fürchten hat. Aber der Herr Tucholsky, der ~~es ganz gut weiß~~ will ja nur der Volksbühne — der es mit Pantern gelingt — das Argument von der Ungemäßheit der »Unüberwindlichen« für Berlin zubereiten helfen. »Nein, hier gibt es wohl keine Bekessys«. Selbst wenn es wahr und erheblich wäre, bliebe doch noch immer die trostlose Erkenntnis, was es alles dort wirklich gibt: Bekessys geistiger Nachwuchs, der es im Handumdrehn fertig kriegt, geistige Sachverhalte umzubiegen. Denn so dumm kann doch diese Kritik nicht sein, selber zu glauben, daß der Inhalt der »Unüberwindlichen« Entrüstung über journalistische Kauflichkeit sei und nicht vielmehr ein Gelächter über die Hörigkeit der Autorität und die Hinfälligkeit aller Realität vor dem entehrten Wort.

Nachtrag. In jener Darlegung, daß in Berlin nicht gezahlt, sondern nur beeinflußt werde, stand die unbezahlbare Illustration:

wenn einer von uns Geld nähme, verfiele er einfach der Lächerlichkeit; hier ist es gar nicht pikant, bestochen zu sein — es ist nur dumm. Hier lassen sie sich zum Abendbrot einladen; wenn sie dreimal durch Dahlem getrudelt sind, sind sie nicht mehr dieselben — hier arrangieren sie ihre Buchbesprechungen: »Für die Literarische Welt fehlt mir noch einer, im Tageblatt schreibt Langer, in der Voß Sochaczewer . . . Stefan Zweig . . . ich werde es mit Pantern versuchen . . .«

Welcher noch die Beschwerde vorbringt, daß, »wenn die französischen Presseschieber zum Schluß eine Villa haben«, sie sich in Berlin »aus dem Ertrag ihrer jahrelangen Gefälligkeiten ein Weekend machen können«. Wiewohl Panters Gewandtheit nicht ganz klar ausdrücken konnte, ob er die Versucher oder die Versuchten, arrangierende Verleger oder eingeladene Kritiker sprechen läßt — er hat natürlich recht und namentlich für die Literarische Welt wird sich schon einer finden, da ist mir nicht bange. In Berlin, sagt der Kenner, knistert kein Scheck, sondern es gilt bloß die Parole: »Lobst du meinen Juden, lob ich deinen Juden«. Das mag natürlich für die Literaturkritik genügen, aber wie Herr Tucholsky dem gleichen Heft seines Blattes entnehmen kann, knistert auch in Berlin der Scheck ziemlich hörbar. Es wäre zwar sonst bloß der feuilletonistische Humbug — die Methode, das Angenehme mit dem Nützlichen, die Pointe mit der Petite zu verbinden —: wenn die kleinen Schweinereien eben dieses Literaturtypus schalkhaft fatiert werden, um die großen Verlegerchancen zu decken und die Korruption der Wirtschaftskritik unsichtbar zu machen, die natürlich in Berlin so gut zuhause ist wie überall, wo die Lumperei der Tat die Lumperei des Worts zu fürchten hat. Aber der Herr Tucholsky, der sich ganz gut auskennt, will ja nur der Volksbühne — der es mit Pantern ~~ist~~ gelingen scheint — das Argument von der Ungemäßheit der »Unüberwindlichen« für Berlin zubereiten helfen. »Nein, hier gibt es wohl keine Bekessys«. Selbst wenn es wahr und erheblich wäre, bliebe doch noch immer die trostlose Erkenntnis, was es alles dort wirklich gibt: Bekessys geistigen Nachwuchs, der es im Handumdrehn fertig kriegt, geistige Sachverhalte umzubiegen. Denn so dumm kann doch diese Kritik nicht sein, selber zu glauben, daß der Inhalt der »Unüberwindlichen« Entrüstung über journalistische Käuflichkeit sei und nicht vielmehr ein Gelächter über die Hörigkeit der Autorität und die Hinfälligkeit aller Realität vor dem entehrten Wort.

Berlin

Vorworte

21. Oktober:

Vor dieser Transponierung der »Unüberwindlichen« in die Welt Offenbachs und gegenüber dem ersten Forum, zu dem zu sprechen ich Gelegenheit habe, sehe ich mich zu einer Erklärung genötigt. Kein Wort der Anerkennung und des Dankes für die mutige Tat der Volksbühne*) und ihrer Schauspieler wäre stark und herzlich genug. Kein Ausdruck der Genugtuung, daß die kämpferische Aktion gegenüber einer so gefahrvoll vermehrten Macht einer politischen Wirklichkeit restlos und durch ein wahres Wunder des Willens erfüllt wurde. Die Pflicht, solches zu bekennen, kann aber leider den Autor als Schriftsteller nicht der Verpflichtung entheben, festzustellen und zu beklagen, daß über alle zugestandene Theaternotwendigkeit hinaus der IV. Akt des Dramas durch eine Verschneidung organischer Teile, die im letzten Augenblick ohne mein Wissen vorgenommen wurde, und den dadurch auch entstandenen unfreiwilligen Abbruch des Schlusses künstlerisch gelitten hat, so daß der stärkste Akt von Kritikern, deren Theaterfremdheit solchen Eingriff nicht spürt und das Minus dem Dramatiker anheftet, mit Recht als der schwächste empfunden wurde. Die journalistische Leichtfertigkeit freilich, die nicht einmal daran denkt, sich durch einen Blick in die Buchausgabe zu vergewissern, gehört zum kläglichen Handwerk. Was übrigens einige der meinungsführenden Herren anlangt, so habe ich die Absicht, eine Dummheitskonkurrenz auszuschreiben. Ich weiß auch schon, wer den Preis gewinnen wird, will es aber noch nicht verraten, denn es soll für den Monty Jacobs eine Überraschung sein.

*) ~~Die gleich darauf versprochen hat, es nicht wieder zu tun.~~

Vor dieser Transponierung der »Unbetwindlichen« in die Welt Offenbachs und gegenüber dem ersten Forum, zu dem zu sprechen ich Gelegenheit habe, sehe ich mich zu einer Erklärung genötigt. Kein Wort der Anerkennung und des Dankes für die mutige Tat der Volksbühne*) und ihrer Schauspieler wäre stark und herzlich genug. Kein Ausdruck der Genugtuung, daß die kampfrische Aktion gegenüber einer so gefahr-voll verschanzten Macht einer politischen Wirklichkeit restlos und durch ein wahres Wunder des Willens erfüllt wurde. Die Pflicht, solches zu bekennen, kann aber leider den Autor als Schriftsteller nicht der Verpflichtung entheben, festzustellen und zu beklagen, daß über alle zugestandene Theaternotwendigkeit hinaus der IV. Akt des Dramas durch eine Verschiebung organischer Teile, die im letzten Augenblick ohne mein Wissen vorgenommen wurde, und den dadurch auch entstandenen unerwünschten Abbruch des Schlusses künstlerisch gelitten hat, so daß der starkste Akt von Kritikern, deren Theaterfremdheit solchen Eingriff nicht spürt, und das Minus dem Dramatiker anrechnet, mit recht als der schwächste empfunden wurde. Die journalistische Leichtfertigkeit freilich, die nicht einmal daran denkt, sich durch einen Blick in die Buchausgabe zu vergewissern, pflegt zum käuflichen Handwerk. Was übrigens einige der meinungsbildenden Herren anlangt, so habe ich die Absicht, eine Dummheitskurrenz auszuschreiben. Ich werde auch schon, wer den Preis gewinnen wird, will es aber noch nicht verraten, denn es soll ihr der Monty Jacobs eine Überraschung sein.

*) Die gleich darauf verspielten hat es nicht wieder zu tun.

Da vorauszusehen ist, daß die Presse sämtlicher Parteien — ich kenne keine mehr, sondern nur noch Sklarek-Kunden — daß also die ganze Presse das Faktum verschweigen wird, so sei wenigstens dieser kleinen Öffentlichkeit bekanntgegeben, daß morgen, vormittags 11 Uhr in Altmoabit 11, Zimmer 272, I. Stock, ein Gerichtstermin gegen Herrn Theodor Wolff stattfindet: in meinem Prozeß wegen der Behauptung, daß die von mir zitierte Äußerung des sterbenden Harden über den Fall Kerr-Reinhardt »in das Bereich der einfachen Lüge gehört«. Als Zeugen sind die Herren Kerr, Reinhardt und Holländer geladen. So viel ist sicher, daß ich erscheinen werde.

Wider Erwarten und da 1000 Mark Strafe angedroht war, erschienen auch sie; und da mehrere waren, ging's, wie stets bei Glatteis, leichter.

—

Die von mir gestern im Gerichtssaal verlangte Erklärung, die es Herrn Theodor Wolff ermöglichen sollte, seinerseits eine abzugeben, werde ich, ein wenig variiert, vor Schluß der zweiten Abteilung dieses Vortrags abgeben.

*

Aus meiner Rede »Vom Zörgiebel«, gesprochen in Wien am 14. Juni, am Vorabend der 60jahrfeier der Wiener Polizeidirektion, während in den Saal die Marschmusik der in die Kaserne rückkehrenden Polizeitruppen tönte. Sechzig Jahre sind es auch, daß Offenbach seine »Briganten« komponiert hat. Mit der Figur des Bramarbasso Connivente.

*

Herr Theodor Wolff sieht sich heute genötigt, mein Reklamebedürfnis, dessen Vorwurf unter anderm Gegenstand meiner Anklage bildet, im weitesten Ausmaß zu befriedigen und nunmehr doch seinen Lesern mitzuteilen, daß außer der Anschuldigung durch Harden, die ich bloß zitiert habe, noch etliche andere gegen den Kerr von mir selbst erhoben wurden, nämlich in dem Heft »Der größte Schuft im ganzen Land«, das er allerdings nicht nennt — Anschuldigungen, deren Beweise die Reproduktion der vom Kerr eigenhändig verfaßten Schriftsätze bietet. Ich hatte mit deutlicher Beziehung auf diesen das von jenem zur Wiederklage herausgeklaubte Wort gebraucht, es sei ein »frecher Schwindel«, zu behaupten, daß ich mir in jenem Heft den Vorwurf Hardens wegen einer Abmachung zwischen Wolff und Kerr über dessen Verhalten zu Reinhardt zu eigen gemacht hätte. Diese Bezeichnung der von Herrn Kerr gesetzten Version halte ich wie jedes jemals gegen ihn gesagte Wort selbstverständlich aufrecht. Denn so wahr es wahr und textlich evident ist, daß sich das Wort auf den Kerr bezieht, so ist es wahr und textlich evident, daß ich bloß die Nichtbeantwortuug des schweren Vorwurfs, der von Franz Pfemfert durch die ‚Prager Presse' verbreitet wurde, anstößig gefunden hatte. Später, als ich genötigt war, mich in der Materie dieses Vorwurfs umzusehn, habe ich deutlich erkannt, warum es dem Berliner Tageblatt schwer gefallen war, auf Hardens Vorwurf zu reagieren; denn ob nun eine ausdrückliche Verpflichtung des Kerr vorgelegen wäre oder nicht (wie sollte denn ich das gewußt haben und wissen): der vehemente Gesinnungsumschwung, der mit dem Engagement eintrat, ist vorhanden und nachweisbar, und diesen behaupte ich jetzt und immer. Ich lasse mich gern davon »überzeugen«, daß die Herren Wolff und Kerr reinen Gewissens eine ausdrückliche Abmachung (die ja ein leoninischer Vertrag gewesen wäre) bestreiten können, aber ich lasse mich nicht davon überzeugen, daß nicht schon der bloße Eintritt des Kerr in das Haus Mosse den Hebel jenes Umschwungs bildet, der bei den Beziehungen des Herrn Reinhardt zum Haus Mosse sich automatisch vollziehen mußte und der auch tatsächlich in einer Antithese von überwältigender Beweiskraft ersichtlich und dokumentarisch darstellbar ist. Darüber wird kein Gehabe von Würde, wie es gestern in Moabit vielfach verbindlich zur Erscheinung — und wohl auch zur Geltung — kam, hinweghelfen. Wie immer das gerichtliche Urteil ausfallen mag — der Sinn meiner sämtlichen »Aktionen« ist bloß, Formen der bürgerlichen Welt zu restloser Anschauung zu bringen —: es wird dafür gesorgt werden, daß sich die mir zugängliche Öffentlichkeit über diesen zweiten Fall von Pazifizierung des Kerr, gleichfalls herbeigeführt durch seinen Übertritt von Scherl zu Mosse, ihr Urteil bilde. Daran wird nicht getippt werden und mit keiner Verwirrung von Begriffen und Sachverhalten durch den Tonfall der beleidigten Würde, möge sie nun auf forensischen

oder auf publizistischem Wege unternommen werden, etwas zu ändern sein. Die wiederholten Versuche, mich zu einer Erklärung zu bewegen, daß ich mich »durch das Beweisverfahren« von etwas »überzeugt« habe, setzte ich zu der ausdrücklichen Erklärung fort: ich habe mich durch das Beweisverfahren davon überzeugt, daß die Aussagen des Herrn Reinhardt, Hollaender und Kerr dringend einer Überprüfung bedürfen, das heißt einer Konfrontierung mit anderen Zeugenaussagen, und zwar insbesondere die Aussage des Herrn Max Reinhardt, dem es gestern in Moabit trotz einer gewissen Regiebegabung keineswegs gelungen ist, mich zu faszinieren. Freilich muß ich zugeben – und ich hatte ihn fast seit den Tagen, da ich ihn nach Deutschland gebracht habe, nicht wiedergesehen —, daß er mir gegenüber an Sicherheit gewonnen hat. Er hat nach dem Berliner Tageblatt auf meine Frage, ob ihm denn der Unterschied zwischen den Kritiken vor 1919 und denen nachher denn gar nicht aufgefallen sei, die Antwort gegeben:

So wahr mir Gott helfe, ich habe die Kritiken nach wie vor als ausgesprochen ungünstig und unfreundlich empfunden.

In dieser pointierten Deutlichkeit habe ich die Antwort zwar nicht gehört und es wird natürlich schwer möglich sein, dem Herrn Reinhardt eine andere Empfindung beizubringen, etwa über den starken Kontrast einer Kerrkritik aus der Zeit vor 1919 und der über den »Kaiser von Amerika«. Es wird umso schwerer sein, als ja Herr Reinhardt an Enthusiasmus so gewöhnt ist, daß ihn vielleicht die äußerste Leistung des Kerr wirklich unbefriedigt läßt und er selbst in diesem Fall weniger die Bemühung als das Resultat würdigt. Aber sogar Gott wird ihm nicht helfen können, wenn ich ihm dazu helfen werde, noch einmal über den Unterschied in der Haltung des Kerr nachzudenken, der ihm vielleicht doch irgendeinmal aufgefallen ist, über den Unterschied zwischen einem Hinauswurf aus dem Deutschen Theater und einer Geburtstagsfeier auf dessen Szene, wie insbesondere darüber, ob er wirklich niemals mit Harden über diese wesentlichen Dinge gesprochen hat.

Außerdem hat gestern in Moabit eine eigenartige Auseinandersetzung stattgefunden über die Stellung des Berliner Tageblatts zum Problem der Reklame: welche es verabscheut und nach der zu streben es mir zum Vorwurf macht. Als ich auf die an mich gelangten Schnorrbriefe des Berliner Tageblatts wegen eines Inserats meiner Bücher verwies und darauf, daß ich der Schnorrerei endlich mit der Aufgabe des Inserats über den »Größten Schuft im ganzen Land« nachgeben wollte, bekannte Herr Theodor Wolff den alten Glaubenssatz, daß »die Redaktion von der Administration streng getrennt« sei, und fügte ergänzend hinzu, daß die Redaktion nur in dem einen Fall tätig eingegriffen habe. Mit der Problematik dieser Dinge verknüpft sich eine Zuschrift, die, mit Namen unterzeichnet, an meinen Anwalt gelangt ist und für deren Inhalt der Verfasser, der als Zeuge in Betracht kommen wird, zunächst aber der Vorleser die volle Verantwortung übernimmt:

17. Mai.

Es ist natürlich vermessen, 1929 und in unmittelbarer Nachbarschaft des Potsdamerplatzes den König Lear zur Geltung bringen zu wollen. Möglich nur als Protest gegen größeres Vermessen: der Epoche, die sich durchaus nicht bescheiden will, dem Erlebnis des Ausdrucks heroischer Empfindungen so entrückt zu sein wie dem Traum und der Operette; sondern immerzu das Wagnis beginnt, Elementares auf die eigenen Maße der Berechenbarkeit und Deutbarkeit herabzusetzen. Der heutigen Bühne gegenüber möchte ich ja nicht leugnen, daß Eindrücke im Episodischen und im Agnoszierbaren einer kleineren Natur sich meiner Erinnerung an Reste einer noch erlebten großen Theaterwelt, die alle Naturen umfaßte, freundlich angliedern. Verlassen aber steht diese Erinnerung vor dem Grauen, das in den öden Fensterhöhlen des neudeutschen Verstheaters wohnt. Denn hier ist nicht bloß die Kraft versiegen gegangen, sondern es wird gevöllert mit dem Mangel, welchen der schwindelhafte Zeitbegriff einer kritischen Doktrin, der regieführende Literatenwahn frisch animiert. Kein laufendes Band der Sprache aber erreicht jene höhere Realität, der die poveren Ausdrucksmittel der Zeit vergebens die niedrige unterstellen. Mein Vortrag der größten Verstragödie ist ein Protest gegen das prominente Dilettantentum, das, mit schlichtem Nasallaut der deutschen Kultur imponierend, den Blankvers verödet, die jenseitige Natur mit der Beiläufigkeit eines Betriebsjargons erfüllt, Schiller, diese stärkste Hilfe theatralischer Transzendenz, ungenützt läßt und Shakespeare-Schlegel zu einem Monstrum macht, dessen Geschwollenheit in dem Maße seiner Naturalisierung wächst — ein Unfug, dessen Regisseure in ihrer besessenen Ignoranz des Geistes die Trümmer verwüsten, die der Kunsttapezierer Reinhardt übrig gelassen hat. Denn das Postulat einer Verzeitlichung des klassischen Verses, die Einführung einer Atonalmusik des Worts — der Betonalsprache — ist wohl die ausbündigste Trottelei, die der zeitführenden Intelligenz einfallen konnte. Diese macht alles begreiflich, nur eines nicht. Denn die Welt als Wille und Vorstellung des Kurfürstendamms zugegeben, und mag man getrost alles, was man nicht fühlt und nicht erjagen kann, von unten hinauf ansehen und verachten. Absurd bleibt, daß man die Klassiker aufführt, wenn sie so schlecht sind, wie man sie spielt.

—

8 9

17. Januar:

Ich habe die unbeschreiblich guten Erstaufführungen der »Freien Bühne« im Theater am Schiffbauerdamm 1893 und des Deutschen Theaters 1894 und nach mehr als dreißig Jahren die unbeschreiblich schlechten Aufführungen im Großen Schauspielhaus und im Staatstheater (resp. Schillertheater) gesehen. In einer dieser Aufführungen war allerdings außerordentlich gut ein Fräulein Leonie Duval als Luise.

Gogols »Revisor«: unvergängliches Siegel des satirischen Geistes auf den Bund von Autorität und Korruption; giltig in allen Zonen, wo Sklareks wohnen und Stadthäupter thronen. Und dennoch würden die Meinungs- und Mauermacher der Korruption, wären sie hier im Saal versammelt — was Gott sei Lob nicht der Fall ist —, dennoch würden sie einwenden: Unsere Korruption sieht ganz anders aus als die russische von 1835! Ein Argument der Dummheit, mit dem sich die Schlechtigkeit gegen Agnoszierung verschanzt. Aber die Dimension des Gegenstands, die angebliche Zeit- und Ortsbedingtheit und derlei stofflicher Vorwand, woran solche Kritik haftet — wie vermöchte es im geringsten der Symbolkraft des dramatisch-satirischen Wortes zu trotzen, das doch allen irdischen Anlaß und Rest, alles scheinbar Vorausgesetzte nur braucht, um es ins Typische aufzulösen! Bloß dem Eingeweihten bleibt es unverständlich und wenn er dumm oder bösartig genug ist, so suggeriert er auch den anderen, daß sie es nicht verstehen. Darum haben die Literaten den Erfolg der »Unüberwindlichen« als einen Erfolg bei den Literaten zu erklären und zu verkleinern gewußt. Der alte und immer noch faule Einwand gegen das Sprachwerk der Glosse — als gelänge es mir nicht, mit der Erscheinung Saltens auf dem Anstand und Großmanns auf dem Anstandsort auch jene zu erschüttern, die dabei zum erstenmal erfahren, daß es die beiden gibt! Sehe sich der Herr Tucholsky vor, daß ihm kein analoger Vergeistigungsprozeß zuteil wird und daß »Panter« — haste Panter, hätte Peter gesagt — nicht beschädigt aus dem Sprung hervorgehe, den er auf einen unternommen hat, der sich im Dschungel gut auskennt. Dieser Tucholsky, der bestimmt nicht so dumm ist, das zu glauben, was er schreibt, erzählt den Lesern der Weltbühne, es handle sich in den »Unüberwindlichen« um das Faktum, daß Herr Bekessy in Wien bestochen wurde. Er meint, das Publikum sei eingeweiht gewesen: der schon aus der Vossischen Zeitung bekannte »Anhang«; Kraus möge »sich nicht täuschen: er hat kein Publikum erobert, er hat ein erobertes Publikum erobert.« Blendend! Der Erfolg der »Unüberwindlichen« als Argument gegen deren Erfolg, als Ausrede der politischen Feigheit gegen die Abwürgung, als Vorwand aller Halbschlächtigkeit, mit einem Wort als sozialdemokratisches Manöver — das alles wird man ja bald vor dem Zivilgericht zu hören bekommen. Panter weiß natürlich so gut wie es Tiger, Hauser, Wrobel, ja sogar Tucholsky weiß, daß unter jenem Publikum der Matinee sicher mehr als tausend waren, die dem Abenteuer zwischen den Welten Barkassy und Wacker gespannt folgten, ohne zu wissen, daß es Bekessy und Schober gibt. Worüber sich aber Kraus nicht zu täuschen hat, das sind ganz andere publizistische Sachverhalte als dieser. Dem Herrn Tucholsky würde es schwer fallen, seinen Tadel, ich hätte »unrecht getan, einen der stärksten dramatischen Momente seit Barlach (im 4. Akt) zerlaufen zu lassen« — solchen Tadel anders zu fundieren als durch den Zwang, eine Anerkennung, um die man nicht herum kann, zerlaufen zu lassen. Er hat offenbar ganz recht, wenn er sagt: »Was ist uns Bekessy? Unsere Korruption sieht anders aus, unsere Journalisten haben andere Fehler und andere

Gogols »Revisor«: unvergängliches Siegel des satirischen Geistes aus dem Grund von Autorität und Korruption: gültig in allen Zonen, wo Schurken wohnen und Staatsämter thronen. Und dennoch wurden die Meisterwerke der Komödie, wo sie hier im Saal vermerkt — was Gott sei Lob nicht der Fall ist —, dennoch wurden sie einwenden. Unsere Korruption sieht ganz anders aus als die russische von 1835! Ein Argument der Dummheit, mit dem sich die Schlechtigkeit gegen Agression verschanzt. Aber die Dimension des Gegenstandes, die ungeheure Zeit- und Ortsbedingtheit und derlei sinnfälliger Vorwand, woran solche Kritik haftet — wie vermochte es im getrennten der Symbolkraft des dramatisch-musikalischen Werkes zu stecken, das doch allen irdischen Anhalt und Rest, alles schnöden Verankertseins nur braucht, um es ins Typische aufzulösen! Blieb dem Eingeweihten bleibt es unverständlich und wenn er dumm oder bösartig genug ist, so suggeriert er auch den anderen, daß sie es nicht verstehen. Denen haben die Literaten den Erfolg der »Dunkelmännlichen« als einen Erfolg bei den Literaten zu erklären und zu verhindern gewußt. Der alte und immer noch taube Einwand gegen das Sprachwerk, der Oper — als gelinge es nur nicht, mit der Erscheinung Sätzens auf dem Ansatz und Umfang zur Deckung zu bringen, daß es die Sachen gibt! Sehe sich der Leser Tuchlolsky vor, daß ihm kein analoger Vergleich passiert — zuviel wird daß »Panier« — heute Panier laute. Peter gesagt — nicht beschädigt aus dem Spring bewegens, den er auf einen unternommen hat, der sich im Dachkegel gut ausnennt. Dieser Tuchlolsky, der bestimmt nicht so dumm ist, das zu glauben, was er schreibt, erzählt den Leserin der Weltbühne, es handle sich in den »Dunkelmännlichen« um das Paßtum, daß Peter Polessy in Wien besuchen wurde. Er meint, das Publikum sei entzweit gewesen: der schon aus der Vossischen Zeitung bekannte »Ausbau«: Kraus möge »sich nicht ärgern«: er hat kein Publikum erobert, er hat ein erobertes Publikum erobert.« Hierdurch! Der Erfolg der »Dunkelmännlichen« als Argument gegen denn Erfolg, als Ausrede der politischen Feigheit gegen die Abwertung, als Vorwand aller Halbschlächtigkeit, mit einem Wort als sozialdemokratisches Manöver — das alles wird man je bald vor dem Zivilgericht zu hören bekommen. Leuter weiß natürlich so gut wie es Tiger, Hauser, Wrobel, ja sogar Tuchlolsky weiß, daß unter jenem Publikum der Massen sicher mehr als tausend waren, die dem Abenteuer zwischen den Welten Barkassy und Wecker gespannt lolgten, ohne zu wissen, daß es Barkassy und Seeckter gibt. Wundert sich über Kraus nicht zu lästern hat, das sind ganz andere publizistische Sachverhalte als dieser. Dem Herrn Tuchlolsky wurde es schwer fallen seinen Tadel, ich hatte »murrend gefaßt, einen der sinnigsten dramatischen Momente seit Barlach (um 4. Akt) »erdauen zu lassen«. — »Solchen Tadel anderes zu tradieren als durch den Zweig, eine Anerkennung, um die man nicht herum kann, zerdauen zu lassen. Er hat offenbar ganz recht, wenn er sagt: »Was ist uns Barkassy? Unsere Kritzeleien sicht andere aus, unsere Journalisten haben andere Feder und andere

Untugenden«; hier werde nicht gezahlt, sondern bloß »beeinflußt«; hier sprächen die Leute zum Beispiel: Ich werde es mit Pantern versuchen«. Nun, offenbar scheint es mit diesem dem Tucholsky gelungen zu sein. Aber er unterschätze doch nicht den geistigen Einfluß Bekessys auf alle Journalistik der Gegenwart. Ich will mich über die Echtbürtigkeit des Urteils, das er heute über mich und meine Wirkung abgibt, mit ihm nicht auseinandersetzen. Ich will ihm vorläufig nur sagen lassen — und ich zweifle nicht, daß sich Hörer in diesem Auditorium finden werden, die die Botschaft pünktlich bestellen —: daß mich der Typus des linksradikalen Journalisten mit kriegerischen Meriten, des preßversippten Revolutionärs schon lange fesselt. Und ganz besonders die faszinierende Wirkung, die eine fünfdeutige Gestalt auf ein Geistesleben hat, dessen Ausdrucksarmut freilich die Bewunderung für vifen Ungeist, für das Bewegliche und »Spitzige« erklärlich macht. Herr Tucholsky ist ja über meine Anschauung von diesen Dingen unterrichtet und sicherlich auch über die Gründe informiert, warum ich meine Mitwirkung an der Kriegsanthologie des Internationalen Arbeiter-Verlages verweigert habe. Als publizistischer Erbe Siegfried Jacobsohns weiß er auch, daß mir seine exakte Auffassung von Pietät und Vasallentreue vertraut ist als einer Treue bis zum Grab, das heißt exklusive. Er soll, wenn ich bisher nur einmal flüchtig seiner gedachte, darum nicht glauben, daß ich ihn nicht interessant finde. Ich bin über und über beschäftigt, vor allem mit dem Kerr, dessen endgiltige Pazifizierung ich in die Wege leite. Ich habe bisher bloß eine Dummheitskonkurrenz ausgeschrieben, ich hoffe aber noch manche Einfälle zu haben, mit denen sich auch ein Publikum, das nicht ohnedies schon informiert ist, spannen läßt. Mit Pantern, Tigern und selbst zahmeren Haustieren werde ich bestimmt noch fertig. Bis dahin lenke man nicht unötig die Aufmerksamkeit auf sich, zitiere mich weder verehrend noch falle man mir anders in den Rücken. Worin ich mich bestimmt »nicht täusche«: daß Herr Tucholsky nicht unbefangen genug ist, um mich kritisch richten zu dürfen, bloß unbefangen genug, um es dennoch zu tun; während ich wie noch niemals im Leben meine Unbeeinflußbarkeit gerade in den Dingen bewiesen habe, die die Weltbühne betreffen. Für die Übersendung des von der Granate getroffenen Christus — das Abschlußbild der »Letzten Tage der Menschheit« — bin ich noch heute dankbar und der Gesinnungswert dieser Handlung erscheint so wenig wie der etlicher Äußerungen Wrobels alteriert durch den mir nachträglich bekannt gewordenen Umstand: daß Tucholsky schon einmal einen Preis gewonnen hat, nämlich für das beste Gedicht über eine Kriegsanleihe. Daß die Berliner Korruption anders aussieht als die wienerische, nehme ich gern zur Kenntnis, hoffe darin noch weitere Erfahrungen zu sammeln, und schreite nun an die Petersburger Verhältnisse von anno dazumal, von denen ich überzeugt bin, daß sie uns heute am nächsten liegen.

Geld, soweit es sauber sein kann und solches, an dem keine Verpflichtung haftet: 500.000 Mark werden gesucht, um das Theater der Dichtung in ein Ensembletheater zu verwandeln. Es besteht die einzige und letzte Möglichkeit, den Totengräbern der mitteleuropäischen Kultur zu beweisen, daß ich sie nicht nur dafür halte, sondern auch, ohne und gegen sie, Lebendiges schaffen kann. Gültiges ohne Presse, Gutes ohne Prominenz. Wer an die Möglichkeit einer Revolution glaubt, die von Schwindel und Phrase befreit, weil sie selbst frei von Schwindel und Phrase ist, mache den Plan bekannt. Mißlingen an der Gewalttätigkeit der öffentlichen Meinung würde dem Willensträger so wenig zur Unehre gereichen, wie Verhinderung durch die vis major von Furcht und Lethargie.

Mein Hang, alles niederzureißen, was mir über den Weg kommt, hat mich bekanntlich in den letzten Jahren dazu verführt, mein Wirken für ein Theater der Dichtung, das Shakespeare, Goethe, Gogol, Nestroy, Raimund, Hauptmann und Wedekind umfaßte, auf Offenbach auszudehnen, welchen ich für den überhaupt größten satirischen Schöpfer aller Zeiten und Kulturen erachte. Die mir eigentümliche Zerstörungslust betätigt sich da nicht nur in der Neigung, für dieses Genie der Heiterkeit mit Wort und Tat einzutreten, sondern insbesondere darin, daß ich die Theater angreife, weil sie auf meiner Fährte Dreck ablagern, weil sie das von mir gefundene Erbe dieser musikalischen und textlichen Geistesschätze Pfuschern und Kommis ausliefern, weil sie die von mir bezogene Anregung zu dem, wie Wedekind sagt, genau entgegengesetzten Gegenteil von dem benützen, was ich mir volle fünf Jahre lang über den Sinn einer Offenbach-Renaissance gedacht habe, und mehr als das: getan habe. Meine Eitelkeit, die es strebsamen Theaterdirektoren noch verwehrt, in meine Restaurierungsversuche »Einblick zu nehmen«, um etwas Geist für das Unternehmen, das sie vorhaben, aufzuschnappen, feiert bei diesen Anlässen wahre Orgien. Bekanntlich ist nun letzthin zu den Eigenschaften, die die Journalistik immer schon an mir wahrgenommen und getadelt hat, das Laster der Reklamesucht hinzugetreten, welche sie, wiewohl ich eigentlich schon seit dreißig Jahren auf nichts anderes aus bin, partout nicht befriedigen will. Da kann ich mich auf den Kopf stellen, und was ich immer noch versuchen werde, um die Beachtung der Presse zu erreichen, es wird mir nichts nützen. Immer wieder habe ich ihre Aufmerksamkeit dadurch zu erregen gesucht, daß ich ihr zu meinen Vorlesungen keine Freikarten, von meinen Büchern keine Rezensionsexemplare gab, ihre diesbezüglichen Gesuche abschlägig oder gar nicht beschied, ihre Schnorrereien um literarische Annoncen zurückwies, ihre Zeichner und Photographen hinauswarf, ja nicht einmal wie Herr Thomas Mann ihr eine schon vorrätige Photographie überließ, die ich »für die gelungenste halte«. All das hat sie einfach nicht beachtet, es hat aber doch irgendwie dazu geholfen, meine Reklamesucht — die, wie lächerlich, selbst vor der Verweigerung von Autogrammen nicht zurückschrickt — so deutlich erkennbar zu machen wie etwa eine bezahlte Texteinschaltung der Neuen Freien Presse. Es ist allerdings richtig, daß ich in meinem dreißigjährigen

Bestreben, bei der Journalistik anzukommen, manchmal unvorsichtig war, indem ich sie durch gewisse Äußerungen vor den Kopf stieß. Das erklärt sie sich aber wohl aus dem Menschlichen, als die Reaktion des Verärgerten, der eben sein Reklamebedürfnis dauernd unbefriedigt sieht. Doch selbst dem Blinden verriet sich dieser Hang seit dem Tage, als ich es nicht verschmähte, meine Ansicht, daß der größte Schuft im ganzen Land der Denunziant sei, weiteren Kreisen durch ein Plakat mitzuteilen. Die »Berek«, die es affichierte, mochte sich dabei wohl ihr Teil über meine Reklamesucht denken, aber Wolff sprach es aus, nachdem er meinen Versuch, den alten Wunsch des Berliner Tageblatts nach meiner Buchannonce zu befriedigen, glatt abgewiesen hatte. Bis dahin konnte mir wenigstens die Administration des Berliner Tageblatts Reklamesucht nicht zum Vorwurf machen. Aber es bestand bekanntlich schon immer eine strenge Trennung zwischen Admistration und Redaktion und nun waren sie vollends einig über mich. Seit damals, wo ich mich also der Straße bediente, schüttelt man sich förmlich in allen bessern Häusern, bei Mosse wie bei Ullstein, bei Scherl, im Vorwärts, ja sogar bei Großmann, kurz überall dort, wo man um keinen Preis Reklame dulden würde, jedenfalls nicht unter dem tarifmäßig festgesetzten — seit damals schüttelt man sich vor Ekel, wenn mein Name bloß ausgesprochen wird, und welche Redaktion immer jetzt von einem Leser die Anfrage erhält, warum sie denn diese oder jene von mir vertretene Sache verschweige, sie antwortet: »Wir haben keinerlei Neigung, das Reklamebedürfnis des Herrn Kraus zu befriedigen«. Es ist schon ein Berliner Bonmot geworden. Und wenn ich das Krebsheilmittel gefunden hatte, die Antwort würde so lauten. Und sie muß so lauten, da ich ja doch jedenfalls der bin, der die Menschheit von der Pest befreien wollte. Die Pest schüttelt sich vor Ekel, wenn mein Name ausgesprochen wird, und sie spricht ihn eben darum nicht aus. Tatsächlich ist es nun sogar gelungen, die sittliche Entrüstung über ein Individuum, das ethische Tendenzen vorgaukelt und sich nicht entblödet, diese auch einem größeren Publikum vermitteln zu wollen — über den bekannten »Anhang« hinaus, der ja nicht ernst zu nehmen ist —, tatsächlich ist es gelungen, die sittliche Entrüstung über dieses Schulbeispiel von Wasserprediger und Weintrinker auf ein gerichtliches Forum zu übertragen, wenngleich nur erster Instanz. (Die zweite könnte sich sogar dafür interessieren, ob dem Herrn Reinhardt eine

kritische Wandlung des Herrn Kerr zum Bewußtsein kommen mochte und ob ihm nicht wenigstens der Unterschied zwischen einen Hinauswurf aus dem Parkett und einer Verbrüderung auf dem Podium aufgefallen sei.) Ich wollte aber nicht etwa sagen, daß dieses Schauspiel einer auf mich reagierenden Würdewelt der erste Treffer meiner Offenbach-Renaissance sei, wiewohl man das wirklich glauben könnte. Ich wollte nicht von jener vollkommenen Pervertierung aller logischen und moralischen Begriffe reden, die durch jeden Zusammenstoß zwischen mir und der Welt entsteht, und offenbar schon durch mein bloßes Dasein: denn wie wäre es sonst etwa möglich, daß die Neue Freie Presse, die ich doch nicht vor Gericht gestellt habe, kürzlich ganz von selbst den Satz schreibt: was brauche man überhaupt eine Preßgesetzreform, es genüge ein einziger Paragraph, der ganz einfach zu lauten hätte: »Du sollst nicht lügen!«*) Also wenn

*) Bei dieser Stelle — der der alttestamentarische Tonfall erhalten war — bogen sich die Balken des Saals.

solche Dinge geschehen können — und es ist gewiß das Unbezahlbarste, was die Neue Freie Presse jemals eingeschaltet hat —, dürfte die Welt auf kein' Fall mehr lang lang lang stehen, selbst wenn Schober ihre Erhaltung verbürgt, indem er demissioniert und pflichtgemäß ausharrt. Nämlich unser, mein, Bundeskanzler, welcher jetzt wirklich keinen Feind mehr hat außer mir (der ihn aber auch schon für eine österreichische Notwendigkeit hält) und welcher es so weit bringen konnte, weil er als Polizeipräsident das Hurenhaus des Lippowitz als das letzte in Wien toleriert hat, wofür ihm dieser den Heimwehrgedanken stärkte. Aber selbst dies sei hier nicht als Erfolg der Offenbach-Renaissance gedacht, wiewohl es doch bereits im Milieu der Briganten spielt. Vielmehr wollte ich zeigen, wie eben bei der Offenbach-Renaissance meine Reklamesucht in Erscheinung trat. Ist es schon bezeichnend für mich, daß ich jetzt, wo eine Berliner Bühne ernste Miene macht, »Pariser Leben« zu erneuern, ausgerechnet mit meinen Kunstprinzipien daherkommen muß,

kritische Wandlung des Herrn Kerr zum Bewußtsein kommen mochte und ob ihm nicht wenigstens der Unterschied zwischen einen Hinauswurf aus dem Parkett und einer Verbröderung auf dem Podium aufgefallen sei.) Ich wollte aber nicht etwa sagen, daß dieses Schauspiel einer auf mich reagierenden Würdewelt der erste Treffer meiner Offenbach-Renaissance sei, wiewohl man das wirklich glauben könnte. Ich wollte nicht von jener vollkommenen Pervertierung aller logischen und moralischen Begriffe reden, die durch jeden Zusammenstoß zwischen mir und der Welt entsteht, und offenbar schon durch mein bloßes Dasein: denn wie wäre es sonst etwa möglich, daß die Neue Freie Presse, die ich doch nicht vor Gericht gestellt habe, kürzlich ganz von selbst den Satz schreibt: was brauche man überhaupt eine Preßgesetzreform, es genüge ein einziger Paragraph, der ganz einfach zu lauten hätte: »Du sollst nicht lügen!«*) Also wenn

*) Bei dieser Stelle — der der alttestamentarische Tonfall erhalten war — bogen sich die Balken des Saals.

solche Dinge geschehen können — und es ist gewiß das Unbezahlbarste, was die Neue Freie Presse jemals eingeschaltet hat —, dürfte die Welt auf kein' Fall mehr lang lang lang stehen, selbst wenn Schober ihre Erhaltung verbürgt, indem er demissioniert und pflichtgemäß ausharrt. Nämlich unser, mein, Bundeskanzler, welcher jetzt wirklich keinen Feind mehr hat außer mir (der ihn aber auch schon für eine österreichische Notwendigkeit hält) und welcher es so weit bringen konnte, weil er als Polizeipräsident das Hurenhaus des Lippowitz als das letzte in Wien toleriert hat, wofür ihm dieser den Heimwehrgedanken stärkte. Aber selbst dies sei hier nicht als Erfolg der Offenbach-Renaissance gedacht, wiewohl es doch bereits im Milieu der Briganten spielt. Vielmehr wollte ich zeigen, wie eben bei der Offenbach-Renaissance meine Rektamesucht in Erscheinung trat. Ist es schon bezeichnend für mich, daß ich jetzt, wo eine Berliner Bühne erste Miene macht, »Pariser Leben« zu erneuern, ausgerechnet mit meinen Kunstprinzipien dauerkommen muß,

so zeigt der Fall, den ich darstellen will und der mein Eingreifen in Münchner Verhältnisse betrifft, wie es mir immer nur darum zu tun ist, meine künstlerischen Ansprüche in den Vordergrund zu rücken und für wichtiger zu halten als reelle Geschäfte, die zwischen Theaterunternehmern und Zeitungsleuten getätigt werden. An einer Reihe von Dokumenten wird sich das aufzeigen lassen und zum Schluß an einer musikalischen Beweisführung eigenster Art. Der Sachverhalt baut sich auf dem Faktum auf, daß in den Münchner Kammerspielen — deren Einladung zu Vorträgen ich damals aus gekränkter Eitelkeit abgelehnt habe — ein Schandwerk unter dem Titel »Pariser Luft«, eine »leichte Angelegenheit«, nach Offenbach verjazzt von Salomon und angeblich nach Meilhac und Halévy bearbeitet von Peter Scher, zur Aufführung gelangte, wogegen ich an Ort und Stelle durch einen Vortrag des unvergleichlichen Originals protestiert habe, zu Ehren Offenbachs, wie ich aus Reklamesucht auf einem Plakat vermerken ließ. Nun ist es ja schon eine alte Erfahrung, daß überall dort, wo sich die Betriebswelt der schönen Künste, durch Schaden unbelehrt, irgendwie mit mir einlassen will, unfehlbar entweder eine Schweinerei oder eine Dummheit herauskommt. Aber wenn der Partner sich schon damit zufrieden geben möchte, so bin ich es, der Aufhebens davon macht. Man wird auch aus dieser Übertreibung einer leichten Angelegenheit wieder einmal ersehen, daß ich nur kleine Themen habe. Und wenn dieses Motiv zugleich mit Eitelkeit, Reklamesucht, Niederreißen, zum Kadi gehn u. s. w. zur Evidenz gelangt, so fällt mir noch ein, daß ich den Tadlern für alle künftigen Fälle ein Pauschalverfahren empfehlen könnte. Sie sollen sich einfach auf keine Detaillierung mehr einlassen, sondern jedesmal getrost sagen: »Was ich gegen den Kraus einzuwenden habe, ist, daß ich ein Trottel bin«. Das dürfte doch alles erklären. Und wozu sich immer den Kopf zerbrechen, wenn ja doch nichts herauskommt.

An dieses Vorwort schloß sich »Die Schändung von ‚Pariser Leben'« nach einem Hinweis darauf, daß mein Brief an Th. Th. Heine, der die Reihe der Dokumente eröffnet, wie üblich vom Verlag der Fackel unterzeichnet sei, »da ich alles mache, nur persönlich nicht hervortreten kann«.

Da ich vor dem sogenannten Anhang spreche, so brauche ich die Voraussetzungen der Parodie, die das Vorwort enthält, nicht zu reproduzieren. Für den Fall, daß auch Publikum im Saal wäre, bringe ich die dem Anhang bekannte Gegenüberstellung der zwei Seelen, die in einer Brust wohnen können. Mein berühmter Kollege Franz Werfel entdeckte mich im Jahre 1913 und legte damals das folgende Bekenntnis ab, das er später ablegte:

(1913)

Ich hatte in diesem mystischen Erlebnis die namenlose Persönlichkeit des Wortes erfahren. — — Am Morgen weckte mich ein Brief von Karl Kraus, in dem er mir mitteilt, daß er meine von einem Freunde (ohne mein Wissen) eingesandten Gedichte in der Fackel zu drucken beabsichtigt.

Ein Jahr später sah ich Kraus von Angesicht zu Angesicht und erkannte alle Schauer dieses Lebens im Leib, in ihm jene Traumerscheinung. — —

Ich habe gestern einige Seiten Philosophisches über Karl Kraus geschrieben.

Ich sende es Ihnen nicht — es ist ohnmächtig!

Ohnmächtig gegen das Ereignis mit dem unerklärlich dieser Mann in mein Leben trat.

Denn hinter allem Essayistischen, das ich über Karl Kraus schreiben könnte, stünde gebieterisch und unverrückbar die Stunde, die meinen Planeten an den seinen bindet.

Trotzdem wurde aus mir nichts Rechtes, die Stunde, die unverrückbar den seinigen Planeten an den meinigen band, war nur eine schwache Stunde, ein Augenblick, zu dem ich mit Werfel sagen wollte: Verweile doch u. s. w. Der Planet war ein richtiggehender Wandelstern und nach sieben Jahren, 1920, ließ mich der Dichter in seinem »Spiegelmensch« das Folgende sprechen:

(1920)

»Was soll ich nun in den nächsten Tagen der Beschäftigungslosigkeit beginnen? Halt! Ich will unter die Propheten gehn, natürlich unter die größeren Propheten! — Das Erste ist, ich gründe . . . eine Zeitschrift und nenne sie: Die Leuchte? Nein? Der Kerzenstumpf? Nein! Die Fackel? Ja! — — Ich will den Stadtklatsch zu einem kosmischen Ereignis machen — — Ich will mit Kalauer und Pathos so trefflich jonglieren, daß jeder, der bei der einen Zeile konstatiert, ich sei ein spaßiger Denunziant und Fürzefänger, bei der nächsten zugeben muß, daß ich doch der leibhaftige Jesaja bin . . . Mein leider allzu abhängiger Charakter hat ein großes Talent auch zum akustischen Spiegel.

Kurz und gut, weil ich zwar den Menschen aus den Augen, doch nicht in die Augen sehen kann, will ich ihnen lieber gleich in den Hintern schauen, ob dort ihr Ethos in Ordnung ist — —«

Da ich vor dem empfangen
Ambros sprechen, verbrachte ich
die Besorgungen der Prinzessin,
diese Vormittag, nicht zu
verpassen. Für den Fall, daß
ein Telephon im Saal wäre,
brauchte ich die dem Anzug Be-
kannte. Die Prinzessin, der
zwei Seelen hier in einer Brust
wohnten, sagte, daß die Ein-
ladung Ihrer Majestät
die Königin Irene [illegible] und
die Prinzessin Isabella [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible]

247

W
17

3

Gesagt, getan und ich fand, daß es nicht in Ordnung sei. So entstand »Literatur«.

*

Caesar, retan und ich fand, daß es nicht in Ordnung sei.
So entstand »Literatur«.

Improvisation im Unruh-Gespräch der beiden Mänaden, anknüpfend an Moabit und an Kerrs Selbstbekenntnis zum Fall Lampel, nach der Stelle: »— — Also etwa Thomas Mann!« »Mein Mann ist Heinrich. Das heißt, schon auch nicht mehr«.

Erste

Mann ist Mann.

Zweite

Also Brecht?

Erste

Nein, eher Kerr.

Zweite

Hör mir auf, das ist doch ein Pazifist!

Erste

Wieso? Weil, weil, weil er den Mord gekannt hat, ist er ein Friedmensch geworden. Weil, weil, weil er bei Scherl war, ist er zu Mosse gegangen. Na, wir Künstler sind alle so. Was willst du haben, Dostojewsky-Natur! Weil, weil, weil er früher gegen Reinhardt war, ist er jetzt —

Zweite

Davon ist mir nichts, nichts, nichts bekannt. Das könnt' ich beeiden!

Erste

Man wird doch da sehn. Er soll in Unruh sein.

Zweite

Unruh hat aus dem furchtbaren Kriegserleben das erschütternde Erleben einer Weltrevolution geballt — —

Zur Beseitigung eines möglichen Mißverständnisses sei erklärt, daß die Apotheose des Schlusses von »Wolkenkuckucksheim« wie das wiederholt anklingende Motiv der Republikbejahung allerdings dem republikanischen Gedanken gilt, doch natürlich nur als dem unmittelbar erlebten Protest gegen ein in Blut und Kot ersticktes monarchisches Wesen. Keineswegs könnte es irgendeiner dieser republikanischen Wirklichkeiten gelten, die zunächst den Kot geerbt und gemehrt haben und bei deren Betrachtung keine Herzenssaite in mir mitschwingt. Im Gegenteil erkenne ich mit konsternierender Klarheit den kulturellen Vorzug eines gesalbten Trottels vor dem nunmehrigen Beherrscher der mitteleuropäischen Freiheit, dem Schweinkerl, dem Schwarz-Drucker, und empfinde die Knechtschaft, in der dieser Auswurf alle Menschheit gebannt hält (und insbesondere deren Kulturträger und Kunstleister), als eine Prostitution, mit der verglichen die Ergebung vor Königsthronen Männerstolz war. Schon die Feigheit dieser republikanischen Theaterwelt, die, über dramatische Not klagend, an einem republikanischen Weihefestspiel vorübergegangen ist, schon die Erbärmlichkeit pazifistischer Verbände, denen jeder Leitartikelschmuß wichtiger ist als ein dramatisches Friedensgedicht — schon ein Blick auf dieses geistige Bild zeigt, wie notwendig es ist, die Sache der Freiheit abzusondern von deren ehrloser Repräsentanz, also das zu tun, was die Analphabeten jeder republikanischen Couleur so gern den Trennungsstrich ziehen nennen. Denn das nie genug abwendbare Schicksal eines Frontsoldaten bleibt ein ungleich beträchtlicheres Martyrium als der Inhalt der Affäre Dreyfus, mit der die verlogenste aller Bourgeoisien, die mitteleuropäische, von ihren einheimischen Gewalttaten abgelenkt hat und noch nach dreißig Jahren durch ein dramatisches Plakat sich die Gloriole ihrer Gerechtigkeit herausfetzen möchte. Ich könnte natürlich mit dem feinsten Stilgefühl nicht entscheiden, was an dem Unternehmen von Herzog und was von Rehfisch ist; wie käme ich auch dazu? Ich stelle an das Theater zwar Forderungen der Zeit, aber auch des Geistes; weshalb ich es höchstens zu Premieren bringe. Aber ich weiß, daß der alte Liebknecht den wahren revolutionären Mut gegen seine Partei bekundet hat, als er in der jungen Fackel dem Versuch eines lügenhaften Liberalismus und Journalismus entgegentrat, durch ein Manöver der Humanität von den Opfern der einheimischen Justiz abzulenken. Wollte man aber auch den Fall Dreyfuß endgültig als das Symbol aller Märtyrerschaft gelten lassen, durch dessen bloße Berufung man sich schon jegliches Alibi ergattert — nie könnte man doch über das Leid hinwegsehen, das der Kerr auszustehen hat.

So war es doch, doch, doch

ruft er. Zolas Kampf gegen die Gewalt erinnert ihn an das — wörtlich —:

was unsereins hernach mitten im Krieg den »elendesten Rückfall, den Vortrab der Spät-Entafften« schwarz auf weiß gerufen hat.

In den Tumult nämlich! Schwarz auf weiß; wenngleich nicht bei Scherl, wo es noch Dresche und Senge gab. »Hernach mitten im Krieg« ist gut. Mitten im Krieg hernach: ist noch besser. Im Weltkrieg, sagt er, wo nicht bloß »ein elsässischer Jud', sondern eine Menschheit Opfer wurde politisierender Kasten«. Und klammert noch ein:

(Zivile gehörten reichlich dazu.)

Er meint natürlich die Kriegsdichter. Unsägliches Leid der Reue, Selbstqual ohnegleichen treibt ihn immer wieder an den Ort der Tat. Ich kann das nicht länger mitansehen. Ich werde bald mit einem Vorschlag hervortreten, wie er endgültig sein Gewissen entlasten kann. Er soll mir aber diese Wohltat durch keine einstweilige Verfügung stören! Wenn er mir folgen wird — so schwer es ihm auch zunächst ankommen mag —, so wird er bald in der Lage sein, jenes ganze Unheil, Schuld und Lüge der Kriegswelt, deren Gedenken ihn heute bedrückt, gleich mir aus der Vogelperspektive zu betrachten.

W L 250

Nachtrag. Eine nach Berlin zugereiste und nun dort maßgebende Persönlichkeit, anno Dreyfus noch in Unkenntnis des Alphabets, das sie heute mißbraucht, hat sich zu der aufgeführten »Affäre« des Ausspruches erdreistet:

Wäre ich Kommunist, so würde ich mir die Gelegenheit nicht entwischen lassen, die schändliche, zweideutige Haltung der damaligen Sozialdemokratie zu zeichnen. Die deutsche Partei setzte sich zwar soso lala für das bürgerliche Opfer der Militärjustiz ein; aber sie erlaubte gleichzeitig ihrem hervorragendsten Mitglied, dem alten Liebknecht, in Wien gegen Dreyfus zu hetzen — er tat es wohl aus Angst, als Jude zu dem kapitalistischen »jüdischen Syndikat« der Dreyfusards gerechnet zu werden, und hat sich damit vor der Weltgeschichte als der mittelmäßige Kopf, der er war, legitimiert.

Kommunist ist er naturlich nicht, weil er überhaupt nichts ist. Aber wer Kommunist ist, sollte sich die Gelegenheit »nicht entwischen lassen«, die von jenem empfohlene Methode, Polemiken mit Attentaten zu beantworten, immerhin in Form einer leichten parodistischen Andeutung zu praktizieren, damit er doch erfahre, wer er ist und wer der alte Liebknecht war. Wenn die Haltung der damaligen Sozialdemokratie schändlich war, so war sie es gerade darum, weil sie mit dem Börsenliberalismus gemeinsame Sache machte. »Erlaubt« hat sie ihrem alten Führer nichts und gewiß nicht, »in Wien zu hetzen«, sondern ihm auf dem Dresdner Parteitag — zusammen mit den Wiener Genossen — die Mitarbeit an der Fackel verübelt, denn die Vertretung der Ansicht, daß uns die heimischen Justizverbrechen – wie der Fall Ziethen — weit mehr angehen, war ihr durchaus nicht erwünscht. Daß aber Setzer, also Proletarier — nebst der Infamie der Unterschiebung von »Angst« als Motiv eines Kampfes — die Version drucken, der alte Liebknecht sei ein Jud gewesen, und nicht vorziehen, das Manuskript zu zerreißen, ist wohl eine starke Berliner Möglichkeit, die nur noch die Hoffnung zuläßt, daß der dortige literarische »Linksradikalismus« es doch einmal für richtiger halte, das Andenken der Liebknechts zu wahren als Tinterlinteressen, die er heute zu konzedieren pflegt. Mit wem der Historiker den alten

Liebknecht verwechselt, wird kaum eruierbar sein; aber vielleicht glaubt er wirklich, daß die Genossen Singer, Bernstein und Braun, die wohl niemand verdächtigt hätte, jenem erlaubt haben, sein durchschaubares Pseudonym für Löwy durch antisemitische Propaganda zu decken. Wilhelm Liebknecht, der sich offenbar zeitlebens gefürchtet hatte, als Israelit agnosziert zu werden, und aus dieser Furcht heraus knapp vor seinem Tode die Gelegenheit, eine gerechte Sache zu verraten, als Alibi ergriff; der nicht davor zurückschrak, »in Wien« als Antidreyfusard zu hetzen, auf die Gefahr hin, sich vor der Weltgeschichte als mittelmäßiger Kopf und sogar vor der Literaturbörse als Gesinnungslump zu legitimieren — dieser Liebknecht hat freilich zwei Jahre seines Lebens und antiwilhelminischen Wirkens in der Festung und vier Monate im Gefängnis zugebracnt, lange bevor der Filminteressent, der »in Berlin« kritisieren darf, das Licht dieser literarischen Welt erblickte. Wenn man in Berlin den Mut haben sollte, die Stelle, wo dem feigen Liebknecht Unterschlupf gewährt wurde, näher zu bezeichnen, so wird man in Wien den, vorläufig ungewichtigen, Namen der Persönlichkeit nennen, die, je nachdem, Entscheidungen fällt oder verschiebt und zwischen sämtlichen kurulischen Stühlen sich schnell und scheu hin und herbewegt — so daß es schwer ist, sich die Gelegenheit nicht entwischen zu lassen —, den heroischen Namen, den ich neulich erschüttert in dem Bekenntnis eines »Ringenden« gelesen habe:

. . . (Man mißverstehe hier nicht meine Stellung zu Willy Haas. Ich glaube, (von einer anderen Perspektive betrachtet) ihm ist der Löwenanteil am Emporkommen unserer Generation zuzuschreiben. Er scheint mir der geborene Helfer und Förderer der Ringenden zu sein. Hilfs- und Entdeckungsaktionen startete er schon, als er noch beim Filmkurier war und die Filmatmosphäre »literaturfähig« machte. Komme mir auch niemand auf den Gedanken, ich rechne Haas zu dem Typ der »Ummauerten«, der »Unnahbaren«.

I wo! Aber denkt man bei diesem Ringenden nicht an das Gespräch der beiden Bacchanten in »Literatur«?

»— — Ich bin durch Kierkegaard hindurchgegangen, aber jetzt korrespondiere ich mit Haas, ob ich mich auf den Weg begeben soll, der wahrscheinlich doch zur Erlösung führt . . . .«

Jedenfalls kann man nur schlicht sagen: Haste Generation, was da emporgekommen ist!

—

Bedauerlicher Weise bin ich zu einer Aufklärung gezwungen; denn unfehlbar muß es doch fehlgehen, wenn ich mit einem der bestehenden Kunstbetriebe, und sei es auch nur der Lokalität, in Berührung komme. Ich war ersucht worden, in einem größeren Raum zwei Vorlesungen abzuhalten, deren materieller Ertrag bedürftigen Schauspielern zugutekommen soll (und durch die zweite — Gogols »Revisor« — wohl auch der künstlerische Gewinn den zuhörenden Schauspielern). Das Kabarett der Komiker, dessen Saal diesen wohltätigen Zwecken freundlich dargeboten wurde, hat nun zum ersten Vortrag vorsorglich, aber versehentlich eine Einladung an seine Freunde und Stammgäste ausgesandt, von der ich nichts wußte, nichts ahnen konnte und die mit den Worten beginnt:

Euer Hochwohlgeboren!

5 Jahre Kabarett der Komiker

Karl Kraus Vorlesung am Sonntag, den 1. Dezember

Anläßlich des 5jährigen Bestehens unseres Hauses veranstalten wir am Sonntag, den 1. Dezember eine Vorlesung von Karl Kraus (aus eigenen Schriften), deren gesamtes Erträgnis einem wohltätigen Zweck zufließt.

Wir freuen uns ungemein, den Freunden und Stammgästen unseres Hauses den Besuch der Vorlesung des hervorragenden Polemikers und Meisters der deutschen Sprache ermöglichen zu können.

— — Wir würden uns sehr freuen, Sie an diesem Tage in unserem Hause begrüßen zu dürfen und zeichnen

— —

Dieser Einladung, von der ich nachträglich erfahren habe, ist das folgende Schreiben — an die gleichen Adressen — auf dem Fuße gefolgt:

Ew. Hochwohlgeboren!

Wir haben Ihnen vor einigen Tagen eine Einladung zur Vorlesung ~~Karl Kraus~~, die Sonntag, den 1. Dezember im Kabarett der Komiker stattfindet, übersandt. In diesem Schreiben war ein Zusammenhang zwischen der Vorlesung und der Fünfjahrfeier des Kabaretts der Komiker hergestellt.

Dieser Zusammenhang besteht nicht.

Die Leitung des Kabaretts der Komiker hat lediglich das Haus für die Vorlesung, deren Gesamtertrag ~~Karl Kraus~~ für notleidende Schauspieler bestimmt hat, zur Verfügung gestellt.

— —

So anerkennenswert diese Mitwirkung an einem wohltätigen Zweck ist, so wenig wäre es doch vorstellbar, daß dafür polemische Qualitäten und Beziehungen zur deutschen Sprache dem Kabarett der Komiker zur Verfügung gestellt werden und daß sich dessen fünfjahriger Bestand in Einem mit dem dreißigjährigen Bestand der Fackel feiern ließe. Es wäre im Zeitmaß inkommensurabel.

*

Zu »Pariser Leben« ist unter Hinweis auf die im Programm behandelte leichte Angelegenheit, die ein Schwerverbrechen bedeutet, noch zu vermerken, daß der Schwachsinn die Replik hatte, auch ich hätte doch Offenbach modernisiert und zwar durch Zusatzstrophen. Es ist ein Vorwurf gegen Offenbach. Die Möglichkeit und Notwendigkeit der Zusatzstrophen ergibt sich aus dem Wesen des Couplets, das, aus dem Dialog hervorbrechend, zur Aktualität berechtigt und zum Ersatz einer veralteten Aktualität verpflichtet. Ganz wie auch der Dialog die Stellen enthält, an denen jeweiliger Zeitinhalt improvisiert werden kann und soll. Diese Stellen zu finden ist Aufgabe des Theatergefühls. Den größten Spielraum haben mir da die »Briganten« gewährt, den geringsten — weil es schon als Gegenwartsoperette erschaffen ist — »Pariser Leben«. Was überall zu tun blieb, war sprachliche Auffüllung ohne Antastung der Szene. Das Resultat meiner textlichen Arbeit hat nirgendwo künstlerischen Selbstbestand, der über den Funktionswert für den musikalischen Zweck hinausreichte; und dürfte ihn nicht haben. Wertvoll wäre nur ein Veranschaulichen der Sprachleistung durch einen Vergleich der alten Übersetzungen (Hopp, Treumann, Genee und Pohl) mit meinen sogenannten Erneuerungen, deren Vorzug es ist, durchaus wie alt zu erscheinen. Eingriffe wie die Entfernung von Figuren aus einer Handlung, die immer mit dem musikalischen Element verbunden bleibt, Versetzung von Musik — wie etwa, daß das groteske Duo zwischen Gondremark und Pauline zu einem Liebessang zwischen Gardefeu und Baronin werden könnte — sind durchaus abzulehnen.*) In »Pariser Leben« waren manche morschen Äste des alten Lustspiels zu beseitigen und durch den Wegfall von Motivierung das Operettenhafte zu verstärken. Was meine Strophen betrifft, so gehören sie natürlich nur mir und dem eigenen Vortrag und sind für den Schauspieler unbrauchbar, welchem andere, auf anderm Niveau der Zeitkritik, gefunden werden müssen. Alle Bearbeitung, die über diesen Zusatz und über die sprachliche Restaurierung hinausgeht, Handlungsänderung oder Milieuwechsel, ist Unfug und Verbrechen an der Musik. Derlei läßt sich mit dem Walzerkomponisten Johann Strauß, niemals mit dem Dramatiker Offenbach versuchen. Die echte Operette kann nicht veralten. Sie davor zu bewahren, ist Sache des Schauspielers, dem aus den ältesten Situationen neues Leben blüht. Wo man Ruinen vermutet, wird erst der eingebaute Komfort sie dazu machen.

*) Diese Warnung an die im Saal anwesenden Vorbereiter des Berliner Unfugs wurde befolgt.

Zu »Pariser Leben« ist unter Hinweis auf die im Programm behandelte leichte Angelegenheit, die ein Schwerverbrechen bedeutet, noch zu vermerken, daß der Schwachsinn die Replik hatte, auch ich hätte doch Offenbach modernisiert und zwar durch Zusatzstrophen. Es ist ein Vorwurf gegen Offenbach. Die Möglichkeit und Notwendigkeit der Zusatzstrophen ergibt sich aus dem Wesen des Couplets, das, aus dem Dialog hervorbrechend, zur Aktualität berechtigt und zum Ersatz einer veralteten Aktualität verpflichtet. Ganz wie auch der Dialog die Stellen enthält, an denen jeweiliger Zeitinhalt improvisiert werden kann und soll. Diese Stellen zu finden ist Aufgabe des Theatergefühls. Den größten Spielraum haben mir da die »Briganten« gewährt, den geringsten — weil es schon als Gegenwartsoperette erschaffen ist — »Pariser Leben«. Was überall zu tun blieb, war sprachliche Auffüllung ohne Antastung der Szene. Das Resultat meiner textlichen Arbeit hat nirgendwo künstlerischen Selbstbestand, der über den Funktionswert für den musikalischen Zweck hinausreichte; und dürfte ihn nicht haben. Wertvoll wäre nur ein Veranschaulichen der Sprachleistung durch einen Vergleich der alten Übersetzungen (Hopp, Treumann, Genée und Pohl) mit meinen sogenannten Erneuerungen, deren Vorzug es ist, durchaus wie alt zu erscheinen. Eingriffe wie die Entfernung von Figuren aus einer Handlung, die immer mit dem musikalischen Element verbunden bleibt, Versetzung von Musik — wie etwa, daß das groteske Duo zwischen Gondremark und Pauline zu einem Liebessang zwischen Gardelen und Baronin werden könnte — sind durchaus abzulehnen*) In »Pariser Leben« waren manche morschen Äste des alten Lustspiels zu beseitigen und durch den Wegfall von Motivierung das Operettenhafte zu verstärken. Was meine Strophen betrifft, so gehören sie natürlich nur mit und dem eigenen Vortrag und sind für den Schauspieler unbrauchbar, welchem andere, auf anderm Niveau der Zeitkritik, gefunden werden müssen. Alle Bearbeitung, die über diesen Zusatz und über die sprachliche Restaurierung hinausgeht, Handlungsänderung oder Milieuwechsel, ist Unfug und Verbrechen an der Musik. Derlei läßt sich mit dem Walzerkomponisten Johann Strauß, niemals mit dem Dramatiker Offenbach versuchen. Die echte Operette kann nicht veralten. Sie davor zu bewahren, ist Sache des Schauspielers, dem aus den ältesten Situationen neues Leben blüht. Wo man Ruinen vermutet, wird erst der eingebaute Komfort sie dazu machen.

---

*) Diese Warnung an die im Saal anwesenden Vorbereiter des Berliner Unfugs wurde befolgt.

Gegenüber dem gigantischen Wachstum des Übels der Presse und insbesondere angesichts des Grades der Verkommenheit und Verbürgerlichung, den die sozialdemokratische Presse erreicht hat, ziemt es sich wieder einmal, etwas aus der Rede zu sprechen, die von Lassalle im Jahre 1863 gegen die Presse gehalten wurde. Er war der Prophet des Untergangs der Welt durch schwarze Magie, wenngleich er diese nur in der äußeren Korruption wirkend erkannte. Doch sein Fluch in eine vergleichsweise harmlose und ehrenhafte Epoche ist uns erfüllt: uns, den vom vollendeten Mechanismus Überwältigten, uns, die die täglichen Raubzüge in die Phantasie, die tägliche Entehrung der Sprache, die tägliche Prostitution der Grundbegriffe des sittlichen und geistigen Daseins mit der schaudernden Ahnung erleben, daß bald keine Lichtreklame dieses Metiers imstande sein wird, von dem Grauen abzulenken in den öden Fensterhöhlen des Lebens, und daß der Stillstand Europas durch seine Presse bevorsteht, den der andere Prophet, Kierkegaard, vorausgesagt hat.

*

Gegenüber dem gigantischen Wachstum des Übels der Presse und insbesondere angesichts des Grades der Verkommenheit und Verblödung, den die sozialdemokratische Presse erreicht hat, ziemt es sich wieder einmal, etwas aus der Rede zu sprechen, die von Lassalle im Jahre 1863 gegen die Presse gehalten wurde. Er war der Prophet des Untergangs der Welt durch schwarze Magie, wenngleich er diese nur in der negativen Korruption wirkend erkannte. Doch sein Fluch in eine vergleichsweise harmlose und einzelhafte Epoche ist uns, die wir den vollendeten Mechanismus Übermächtigen, uns, die die tägliche Raubsaat in die Planetsele, die tägliche Entehrung der Sprache, die tägliche Prostitution der Grundbegriffe des sittlichen und geistigen Daseins mit der schaudernden Ahnung erleben, daß bald keine Lichtreklame dieses Meeres imstande sein wird, von dem Grauen abzulenken in den toten Fensterhöhlen des Lebens, und daß der Stillstand Europas durch seine Presse bevorsteht, den der andere Prophet, Kierkegaard, vorausgesagt hat.

Nach der Stelle der Vorbemerkung zu den »Webern«/— — den Ehrenpreis des ⸗Lippowitzrings⸗ in Empfang nimmt⸗: und wie ich glaube, am heutigen Tage.

Nachtrag. Es geschah um halb ein Uhr: wie sich später herausstellte in derselben Minute, in der die Worte gesprochen wurden und die Ehrung durch den Vortrag ihren Anfang nahm. Ja, solche Kontraste gibt's nur an der Front! Das Auditorium, Schmach und Ehrung empfindend, gab dem Zwiespalt unvergleichlichen Ausdruck: durch gellende Pfuirufe bei der Mitteilung, daß der betörte Dichter den Lippowitzring in Empfang nimmt, durch herzlichen Beifall zu dem anschließenden Bekenntnis. Hätte Gerhart Hauptmann im Besitz des Ringes es miterlebt, er hätte ihn von sich getan wie der alte Hilse den verbotenen Löffel.

*

Die Musik setzt sich zusammen aus den Motiven »Üb' immer Treu' und Redlichkeit« und Radetzkymarsch. Der erste Vortrag seit der Bundeskanzlerschaft. Wozu — zur Vermeidung eines Mißverständnisses, das sich an die Berliner Gelegenheit knüpfen könnte — zu bemerken ist, daß ich soeben auch in Wien dem Herrn Schober Strophen, und neue, gewidmet habe.

*

*

~~Vorwort:~~

Beginn wie am 21. November bis zu der Stelle: »Darum haben die Literaten den Erfolg der ‚Unüberwindlichen' als einen Erfolg bei den Literaten zu erklären und zu verkleinern gewußt.« Dann:

Allen voran der Herr Tucholsky, eine fünfdeutige Erscheinung des Berliner Geisteslebens. Aber da ist ihm etwas passiert, worauf mich ein Leser aufmerksam macht.

Weltbühne, Seite 739:

Unsere Korruption sieht anders aus; unsere Journalisten haben andere Fehler und andere Untugenden, hierzulande sind die Leute billiger und schwerer zu bestechen, beeinflußt wird hier, nicht gezahlt — — hier knistert kein Schein und kein Scheck ... Nein, hier gibt es wohl keine Bekessys.

Weltbühne, Seite 731:

Sie wundern sich, lieber Raucher, daß Sie über diese Dinge so wenig erfahren? Ich nicht, denn ich weiß, daß das Reklamebudget der Zigarettenindustrie viele viele Millionen beträgt und daß man der Pressekritik mit Inseraten den Mund stopfen kann. Und unbequeme Fachorgane? Es genügen zwanzigtausend Mark, um ein oppositionelles Fachblatt umschwenken zu lassen. — — Starker Tabak, nicht wahr?

Und das in ein und demselben Heft. Lediglich durch sieben Seiten Text und durch vier Seiten Inserate von einander getrennt.

Also »Die Unüberwindlichen« — so etwas könnte ein richtiggehendes Theaterpublikum, das nicht bloß aus »Anhang« besteht, gar nicht kapieren. Aber selbst wenn die Voraussetzungen der Korruption hier wirklich nicht vorhanden wären, es bliebe doch ein Humbug, den Erfolg der »Unüberwindlichen« als die Konsequenz einer Eingeweihtheit von Fackellesern darzustellen. Der Herr Panter weiß natürlich so gut wie es die Herren Tiger, Hauser, Wrobel, ja selbst Herr Tucholsky wissen, daß unter jenem Publikum der Volksbühne-Matinee sicher mehr als tausend waren, die dem Abenteuer zwischen den Welten Barkassy und Wacker gespannt folgten, ohne zu ahnen, welche lebende Personen dargestellt waren. Was da versucht wird, ist nichts anderes als die journalistische Instrumentierung der Gewalttat, die politische Halbschlächtigkeit an dem Werk verübt hat. Vergleicht man dieses Schicksal der neuen Zeitsatire mit dem des »Revisor«, so wird man wohl des Kulturabstands gewahr zwischen einer geistigen Toleranz, wie sie der düsterste Zarismus ermöglicht hat, und der kostümierten Gewalttätigkeit sogenannter Republiken, die hinter dem Dekorum des neuen Ideals ausschließlich der Freiheit des Büttels emporgeholfen haben. Und der offizielle Büttel ist ein Kinderspott verglichen mit dem heimlichen, als den sich ihm der Freisinn frei zur Verfügung stellt, wenn es gilt, das dramatische Abbild

eben dieser Versippung unwirksam zu machen. Gewiß, sogenannte Kunstgenossenschaften und Antizensurverbände rücken aus, der Apparat der Gesinnungsproteste kommt in Tätigkeit, wenn es der Polizei mangels anderer Verbrecher gelingt, die des Herrn Bruckner dingfest zu machen. Aber eine sozialistische Volksbühne besorgt die Abwürgung, die der Polizei genehm ist, im übertragenen Wirkungskreis und ist, unterstützt durch das Schweigen selbst jener öffentlichen Meinung, die ihr hundert Aufführungen der »Unüberwindlichen« förmlich aufgetragen hat, heilfroh, die Machthaber und Würdenträger darüber beruhigen zu können, daß einmal weniger als hundertmal, aber auch weniger als keinmal ist und daß es nie wieder vorkommen wird! Der Herr Schober brauchte gar nicht auf jenen Knopf zu drücken, den ihm ein freisinniger, aber ahnungsloser Engel fast in die Hand gedrückt hatte — nein, eine Proletarierbühne hat ihm durch die Entfernung seines Konterfeis mehr Freude bereitet, als Schmerz durch die flüchtige Ausstellung. Indem sich so der Ring der Unüberwindlichen, noch die scheinbaren Helfer umfassend, um mich schließt, wird, durch den Akt einer Binnenzensur evident, wie an jedem Betriebsunfall, der mich betrifft, auch noch die ganze Lüge eines Linksradikalismus zuschanden wird, der seine Sache durch angeborne Feigheit weit mehr kompromittiert, als der Gegner die seine durch angeborne Dummheit. Die wahre Zeitsatire wäre ohne solches Nachspiel ihrer Unterdrückung im übertragenen Wirkungskreise unvollständig. Ich hoffe, sie wird eben dieser Ergänzung ihre Aktualität verdanken. Gogols »Revisor«, auf der Bahn der Wirkung nie aufgehalten von der getroffenen Macht oder deren Liebedienern, ist noch heute in einem Maße aktuell, daß ich ausdrücklich versichern muß: Alles, was aus den russischen Verhältnissen von annodazumal auf die preußischen Dinge von heute zu reflektieren scheint, alles, was korrupten Würdenträger buchstäblich auf den Pelz rückt, ist wirklich von Gogol und kein Wort von mir improvisiert! Nichts fehlt hier, was heute vorhanden ist, und der kleine Unterschied, daß damals 60 Meter Tuch nicht à 1 Mark genommen wurde, sondern gratis, wird hoffentlich so wenig in Betracht kommen wie 1 Meter Tucholsky zu 60 Pfennig.

eben dieser Verführung unwirksam zu machen. Gewiß sogenannte Kunstgenossenschaften und Aktienunternehmungen, der Apparat der Gesinnungspolizei kommt in Tätigkeit, wenn es der Polizei mangels anderer Verbrechen gelingt, die des Herrn Bruckner dingfest zu machen. Aber eine wesentliche Verbindung besteht die Abwurfung, die der Polizei genehm ist, im übertragenen Wirkungsgrade und ist unterstützt durch das schwelgen welbst jener öffentlichen Meinung, die ihr Brandopfer Ausführungen der Unterwerfung [illegible] zu [illegible] Macchiaben und Wunderbyger dannber bezeichnen zu können, daß einmal weniger als hundertmal, aber auch weniger als keinmal ist und daß es nie wieder vorkommen wird. Der Herr Schober brauche gar nicht auf seinen Knopf zu drücken, den ihm ein freisinniger, aber almungsloser Engel fast in die Hand gedrückt hatte — nein, eine Privatsicherung hat ihm durch die Entlarvung seines Kopfschuß-Freunde bestätigt, als Schwarz durch die lückliche Ansetzung, indem sich so der Ring der Lügenverbindungen, noch die schändlichen Tiefer umfassend, um nicht schließt, wird, durch den Akt einer Bluenschein erfüllend, wie an jedem Beerdigungstag, der nicht bestraft, auch noch die ganze Lage eines Linkenradikalismus zurückbuden wird, der seine Sache durch anderen Fehlgriff weit mehr kompromittiert, als der Gegner die seine durch angebohne Dummheit. Die wahre Zeitung wäre eine solche Verschonel ihrer Unterdrückung im übertragenen Wirkungskreise unvollständig. Ich hoffe, sie wird eben dieser Erpressung ihre Aktualität verdanken. Gogols »Revisor«, auf der Bühne der Wirkung nie aufgehalten von der getroffenen Macht, oder deren Liebedienern, ist noch heute in einem Maße aktuell, daß ich ausdrücklich verstehen muß. Alles, was uns den russischen Verhältnissen von annähernd auf die preußischen Dinge von heute zu reflektieren scheint, alles, was komischen Wunderlicher Weise auf den Zeit trifft, ist weniger von Gogol und kein Wort von mir hineingetragen. Nichts steht hier, was heute vorhanden ist, und der kleine Unterschied, daß damals 60 Meter Tuch nicht à 1 Mark genommen wurde, sondern gratis, wird hoffentlich so wenig in Betracht kommen wie 1 Meter Tucholsky zu 60 Pfennig.

30

Nachtrag. In jener Darlegung, daß in Berlin nicht gezahlt, sondern nur beeinflußt werde, stand die unbezahlbare Illustration:

wenn einer von uns Geld nähme, verfiele er einfach der Lächerlichkeit; hier ist es gar nicht pikant, bestochen zu sein — es ist nur dumm. Hier lassen sie sich zum Abendbrot einladen; wenn sie dreimal durch Dahlem getrudelt sind, sind sie nicht mehr dieselben — hier arrangieren sie ihre Buchbesprechungen: »Für die Literarische Welt fehlt mir noch einer, im Tageblatt schreibt Langer, in der Voßr Sochaczewł . . . Stefan Zweig . . . ich werde es mit Pantern versuchen . . .«

Welcher noch die Beschwerde vorbringt, daß, »wenn die französischen Presseschieber zum Schluß eine Villa haben«, sie sich in Berlin »aus dem Ertrag ihrer jahrelangen Gefälligkeiten ein Weekend machen können«. Wiewohl Panters Gewandtheit nicht ganz klar ausdrücken konnte, ob er die Versucher oder die Versuchten, arrangierende Verleger oder eingeladene Kritiker sprechen läßt — er hat natürlich recht und namentlich für die Literarische Welt wird sich schon einer finden, da ist mir nicht bange. In Berlin, sagt der Kenner, knistert kein Scheck, sondern es gilt bloß die Parole: »Lobst du meinen Juden, lob ich deinen Juden«. Das mag natürlich für die Literaturkritik genügen, aber wie Herr Tucholsky dem gleichen Heft seines Blattes entnehmen kann, knistert auch in Berlin der Scheck ziemlich hörbar. Es wäre zwar sonst bloß der feuilletonistische Humbug — die Methode, das Angenehme mit dem Nützlichen, die Pointe mit der Petite zu verbinden —: wenn die kleinen Schweinereien eben dieses Literaturtypus schalkhaft fatiert werden, um die großen Verlegerchancen zu decken und die Korruption der Wirtschaftskritik unsichtbar zu machen, die natürlich in Berlin so gut zuhause ist wie überall, wo die Lumperei der Tat die Lumperei des Worts zu fürchten hat. Aber der Herr Tucholsky, der sich ganz gut auskennt, will ja nur der Volksbühne — der es mit Pantern gelungen zu sein scheint — das Argument von der Ungemäßheit der »Unüberwindlichen« für Berlin zubereiten helfen. »Nein, hier gibt es wohl keine Bekessys«. Selbst wenn es wahr und erheblich wäre, bliebe doch noch immer die trostlose Erkenntnis, was es alles dort wirklich gibt: Bekessys geistigen Nachwuchs, der es im Handumdrehn fertig kriegt, geistige Sachverhalte umzubiegen. Denn so dumm kann doch diese Kritik nicht sein, selber zu glauben, daß der Inhalt der »Unüberwindlichen« Entrüstung über journalistische Käuflichkeit sei und nicht vielmehr ein Gelächter über die Hörigkeit der Autorität und die Hinfälligkeit aller Realität vor dem entehrten Wort.